

Ideen, verschiedene Fragen der Humanität betreffend

Inhalt

Prolog	1
Zum Gottesbezug im Grundgesetz	2
Erschaffung des Menschen.....	4
Selbstbewußtsein.....	6
Natur.....	9
Religion	11
Willensfreiheit.....	13
Zufall und Notwendigkeit	16
Charakter	17
Lernen.....	19
Leid.....	21
Gut und Böse.....	22
Tod	25
Grund aller Dinge.....	27
Kunst	29

Prolog

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts leben wir im ‚Age of reason‘, im Zeitalter der Vernunft; seit Mitte des 19. Jahrhunderts sind es die Wissenschaften, hauptsächlich die Naturwissenschaften und unter diesen vornehmlich die Evolutionsbiologie, die in unserer Gesellschaft die Sinngebungskompetenz für sich beanspruchen. Der Kampf um die Säkularisierung scheint damit entschieden, die Vertreter von Religion und Philosophie sind von der ethischen Wertsetzung weitgehend ausgeschlossen. Die unmittelbare und notwendige Folge dieser Entwicklung waren die Massenmorde und Genozide des 20. Jahrhunderts. Und da seitdem nichts geschehen ist, das diese Entwicklung wesentlich verändern würde, sind auch für die Zukunft Genozide und Massenmorde zu erwarten. Eine Weltanschauung, die dem Menschen seine spirituelle Aura – nenne man diese nun Seele, Bestimmung, Bewußtsein, Schicksal oder wie auch immer – nimmt und ihn auf das rein physische Dasein reduzieren will, spricht ihm zugleich seine Menschenrechte ab und beraubt ihn seiner metaphysischen Schutzhülle, die allein ihn vor dem Zugriff von Ideologen, Tyrannen und verrückten Wissenschaftlern bewahren könnte.

Die folgenden Ideen zum Begriff des Humanen sind deshalb zwangsläufig gegen die materialistische Ideologie gerichtet, aus der nie etwas anderes als Verderben für die Menschheit entstehen kann. Im *Age of Reason* der vergangenen 225 Jahre sind mehr Menschen staatlicher und ideologisch begründeter Gewalt zum Opfer gefallen, als in den vorhergehenden 20- oder 30.000 Jahren der Menschheitsgeschichte. Das hat die Herrschaft der Vernunft bewirkt. Es wird also Zeit, nach anderen Ideen zu suchen bzw. zu denen zurückzukehren, die in ihren Konsequenzen weniger blutig waren.

Zum Gottesbezug im Grundgesetz

„Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen (...) hat sich das deutsche Volk kraft seiner verfassungsgebenden Gewalt dieses Grundgesetz gegeben“ (Präambel).

„Das deutsche Volk bekennt sich zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft ...“ (Artikel 1, Absatz 2)

„Menschenrechte als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft“ bedeutet, daß Menschenrechte als präexistent gedacht sind. Sie sind nicht *von* einer menschlichen Gemeinschaft aufgestellt, sondern Voraussetzung, daß es überhaupt Gemeinschaft geben kann. Sie können auch nicht von einem einzelnen Menschen formuliert worden sein, denn ein solcher, der nur für sich lebt, hat keinen Grund sich irgendwelche Regeln zu geben. Wenn Individuen, die aus einer Vereinzelung kommen, sich zusammentun, um eine Gemeinschaft zu bilden, tun sie es also, ohne irgendetwas über Menschenrechte zu wissen. Und doch sind Menschenrechte *Voraussetzung* einer solchen Gemeinschaft. Jede Gemeinschaft, selbst eine solche, die sich spontan bildet, steht sehr rasch vor der Notwendigkeit, sich selbst Regeln und Gesetze geben zu müssen. Aber diese Gesetze, auch wenn sie völlig neu gebildet werden, ohne Tradition und Wissen von anderen Gemeinschaften und deren Gesetzen, können nicht auf sich selbst fußen, können nicht aus dem Nichts gebildet werden. Sie sind kein Produkt einer willkürlichen Erfindung oder zufälligen Findung. Sie setzen unausgesprochen voraus, daß der Mensch angeborene Rechte hat, solche, die mit seiner Existenz selbst gegeben und gesetzt sind. Ohne diese angeborenen Rechte wäre er kein rechtsfähiges Wesen, d. h. würdig, Rechte zu haben. Es gäbe z. B. keinen Grund, den Satz „Du sollst nicht töten“ zum allgemeinen Gesetz zu erheben ohne ein grundlegendes Lebensrecht, das keiner weiteren Begründung bedarf, ohne eine Würde des Lebens, die schon Recht an sich ist.

Aber woher kommen diese angeborenen Rechte, ohne die es keine rechtsfähige Menschheit gäbe? „Angeboren“ bedeutet, daß nicht die Gemeinschaft selbst diese Rechte setzt, denn der Mensch kann ja – zeitlich oder räumlich – außerhalb dieser Gemeinschaft geboren sein. Sie werden auch nicht von den Eltern verliehen, denn auch diese wurden von Eltern geboren, und diese wiederum von Eltern, *ad infinitum*. Irgendwann am Anfang dieser Kette muß das Recht aber verliehen worden sein, von keiner menschlichen Gemeinschaft und keinen menschlichen Eltern, weil diese keinen Grund – im umfassenden Sinn des Wortes – dazu haben. Man kann nicht etwas setzen, was zugleich Grundlage dieser Setzung wäre. Man muß Menschenrechte *haben*, um sie als Grundlage allen Rechts erkennen zu können. Also kann es auch keine verfassungsgebende Versammlung sein, die Menschenrechte deklariert. Sie kann sie nur *anerkennen* (genauso wie sie ignoriert werden können). Sie zu deklarieren, definieren und formulieren, dazu reicht die Autorität keiner menschlichen Versammlung aus. Bis heute gibt es kein Organ, das rechtsfähig für die ganze Menschheit sprechen könnte. Noch weniger gab es ein solches am Anfang der menschlichen Geschichte.

Wenn also kein Mensch und keine aus Menschen bestehende Versammlung Menschenrechte deklarieren kann, dann muß dies durch ein nichtmenschliches, ein übermenschliches Wesen geschehen sein. Es ist völlig gleich, wie man sich dieses Wesen (oder diese Wesen) denkt, aber zwei Bedingungen scheinen notwendig zu sein: Es muß bei der Erschaffung der Menschen schon existiert haben, sonst könnte es keine Rechte verleihen, die mit den Menschen selbst gesetzt sind. Und es muß ein Interesse an den Menschen haben, sonst würde es ihnen keine Privilegien verleihen, über die andere Wesen (Tiere und Pflanzen) nicht verfügen. Das schließt z. B. Außerirdische aus, die irgendwann im Verlauf der Geschichte die Erde besucht haben, denn welches Interesse sollten diese an den ihnen gänzlich fremden Menschen haben, und welche Autorität hätten sie, einem schon existierenden Geschlecht einer völlig fremden Spezies irgendwelche Rechte zu verleihen? Vielmehr ist anzunehmen, daß ein übermenschliches Wesen nur dann ein Interesse an den Menschen nimmt, wenn es an deren Erschaffung beteiligt war. Man kann sich leicht Götter denken (und verschiedene Mythen kennen sie auch), die den Menschen gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, weil die sich sozusagen selbst in die Welt gepflanzt haben und als Konkurrenz begriffen werden. Ein Schöpfergott dagegen, von dem man annehmen darf, daß er seinen Geschöpfen gegenüber positiv eingestellt ist, hat ein Interesse, diese mit gewissen Rechten auszustatten. Und er ist, genau betrachtet, der einzige, der die dazu nötige Autorität hat.

Jedes Gesetz ist sinnlos ohne eine Autorität, die es durchzusetzen vermag. Bei normalen Gesetzen und Verordnungen ist das die Staatsgewalt. Die Autorität des Grundgesetzes beruht auf der verfassungsgebenden Versammlung, die den Anspruch erhob (und erfüllte) das ganze deutsche Volk zu vertreten. Die Menschenrechte dagegen liegen außerhalb von deren Kompetenz, da sie, wie das Grundgesetz selbst sagt, schon vor der Konstituierung der Bundesrepublik Deutschland existierten. Und da sie Grundlage aller Gesetze (der Rechtsfähigkeit des Menschen) sind, kann diese Autorität nicht einmal „leihweise“ übertragen werden, denn eine Institution kann nicht Autorität über ihre eigenen Grundlagen haben.

Die Autorität der Menschenrechte beruht also auf der Macht des göttlichen Wesens, das die Menschen als rechtsfähige und rechtesbesitzende Art erschuf. Nur ein solches Wesen hat sowohl einen Grund als auch die Macht, derartige Rechte zu gewähren. Wir haben den Tieren gewisse Rechte eingeräumt, weil wir als höhere Gattung dazu die Macht haben. Die Tiere selbst haben keine Macht dazu (und nicht einmal Interesse daran). Ebenso ist unser Verhältnis zu Gott – bzw. Gottes zu uns – als einer höheren Gattung.

Angenommen, es gäbe dieses Wesen nicht, dann könnte es auch keine Menschenrechte geben. Vielmehr wären sie dann nur menschliche Setzungen, autosuggestive Illusionen, selbstinduzierte Halluzinationen, die sich aus der Notwendigkeit ergeben, den Gesetzen eine Grundlage zu geben. Dann könnte aber auch jeder diese Illusion als Illusion enttarnen und damit das ganze Gesetzesgebäude zum Einsturz bringen, denn es gibt kein Gesetz, das nicht auf den Menschenrechten – auf der Würde des Menschen, rechtsfähig zu sein – beruht. Wenn die Menschenrechte menschengemacht sind, dann können sie von Menschen geändert, manipuliert, verbogen, verdreht, umformuliert, pervertiert oder ganz abgeschafft werden, dann haben sie nicht mehr Bedeutung als der Bußgeldkatalog der Straßenverkehrsordnung.

So gesehen müssen selbst Atheisten und Agnostiker ein Interesse haben, den Gottesbezug im Grundgesetz zu belassen. Ihr Recht, nicht an Gott zu glauben, beruht auf den von Gott verliehenen Menschenrechten. Streicht den Gott, und auch den Gottlosen wird ihr Recht genommen!

Erschaffung des Menschen

In der obigen Argumentation war von der Erschaffung des Menschen die Rede, was, oberflächlich betrachtet, der heute allgemein geteilten Ansicht widerspricht, der Mensch sei Produkt einer Millionen Jahre währenden Evolution. Der Begriff Erschaffung bezieht sich aber nicht, wie der Begriff Evolution, auf die körperliche Ausprägung der Gattung *Homo sapiens*, sondern auf den Menschen als Geistwesen, als das er sich selbst definiert. Und ein Geistwesen wurde er in dem Moment, als er Geist, d. h. Bewußtsein bekam, als er sich des Bewußtseins bewußt, also ein selbstbewußtes Wesen wurde. Es war keine genetische Mutation, keine körperliche Veränderung, die diese Wandlung verursachte. Zwischen einem geistigen und einem geistlosen Menschen ist auch heute noch kein körperlicher Unterschied erkennbar. Es war also ein meta-physisches Ereignis, das den Menschen erschuf. Wenn man demnach die Erschaffung des Menschen als rein geistigen Vorgang versteht, als den Moment, in dem er Selbst-Bewußtsein erlangte, dann gibt es auch keinen Widerspruch zur Evolution, denn diese betrifft nur das Physische der Natur, nicht das Meta-Physische des Geistes. Die Erschaffung des Menschen bezeichnet also zugleich die Grenze der Evolution. An der (Kultur-) Geschichte des Menschen hat sie keinen Anteil mehr.

Wenn man künstlerische Artefakte als äußeren Ausdruck menschlichen Selbstbewußtseins betrachtet, ist auffällig, daß diese ungefähr zur gleichen Zeit überall auf der Welt auftauchen. Die ältesten Felszeichnungen oder die ältesten künstlerischen Objekte stammen alle aus der Zeit vor 20- bis 30.000 Jahren (Jungpaläolithikum), und das aus Regionen, die geographisch weit voneinander entfernt sind (Westeuropa, Namibia, Australien), so daß eine Weitergabe durch Migration oder Handel extrem unwahrscheinlich ist. Vor allem, weil es dabei nicht um die Weitergabe von Techniken geht, wie der Bearbeitung von Flintsteinen etc. Künstlerische Tätigkeit setzt vielmehr ein verändertes Bewußtsein seiner selbst voraus, das nicht einfach „erlernt“ oder „vererbt“ werden kann.

Kunst ist Ausdruck eines Wesens, das sich selbst betrachtet. Tiere betrachten sich nicht selbst, sie gehen völlig auf als Element der Welt, in der sie leben, mit keinem Teil ihres Wesens gehen sie über die bloße natürliche Existenz hinaus. Sie wissen nicht, daß sie leben, und sie wissen nicht, daß sie sterblich sind, weil sie nichts außerhalb des eigenen Lebens wahrnehmen. Erste Bestattungen sind aus dem Mittelpaläolithikum bekannt, was bedeutet, daß die Menschen sich zu dieser Zeit ihrer Sterblichkeit bewußt wurden, und damit auch ihrer Existenz. Wenn ich weiß, daß meine Existenz begrenzt ist, werde ich ihrer bewußt, und werde der Zeit bewußt, in der ich existiere, und daß eine Zeit ist, in der ich nicht existiere. Ich werde mir bewußt, daß die Welt über meine Existenz hinausragt, daß also ein Unterschied ist zwischen Welt und Ich. Zu begreifen, daß die Welt weiterexistieren kann ohne mich, daß sie von mir unabhängig ist, daß sie weit größer ist als ich, ja daß sie nicht einmal einen besonderen Wert auf meine Existenz legt, muß ein ungeheurer Schock gewesen sein, ein Ur-Trauma, das die Menschheit bis heute nicht los läßt und bis heute ihr Verhältnis zur Welt prägt.

Durch die Erkenntnis der eigenen Sterblichkeit entstand also eine Kluft, ein Widerspruch, sogar ein Konflikt zwischen Welt und Mensch, und dieser Konflikt ist uranfänglich für das menschliche Bewußtsein, denn in dem Bemühen, sich selbst in diesem Konflikt zu begreifen, muß der Mensch sich von außen, sozusagen aus der Perspektive der Welt, betrachten. Dies ist der Moment der Erschaffung der Menschheit als einer sich selbst bewußten Gattung. Zugleich der Moment, in dem der Mensch das Natursein aufgibt.

Problem: Wenn demzufolge das Zeitalter der ersten Begräbnisse auf die Erschaffung des Menschen schließen läßt, warum kennen wir dann keine Kunstwerke aus dieser Epoche? Der Mensch ist notwendigerweise ein Kulturwesen, weil das menschliche Selbstbewußtsein sich notwendigerweise in kultureller Tätigkeit, d.h. in Kunst, ausdrücken muß. Er muß die Kluft zwischen Ich und Welt zu schließen versuchen, er hat gar keine andere Wahl. Der Mensch ist *per se* Künstler, das ist es, was ihn definiert.

Daß aus dem Mittelpaläolithikum keine Kunstwerke bekannt sind, kann zwei Gründe haben. 1. Es gab Kunstwerke, aber sie haben nicht überdauert, weil sie auf nichthaltbarem Material basierten (z. B. Körperbemalung). 2. Es gab keine Kunstwerke, weil noch ein Element zur Menschwerdung fehlte. Wenn das zweite richtig ist, haben wir noch einen Faktor übersehen, der zur Erschaffung der Menschheit wesentlich war. Dieser Faktor wäre dann erst im Jungpaläolithikum dazugekommen.

Das bringt uns zurück auf die Beobachtung, daß Felszeichnungen im Jungpaläolithikum mehr oder weniger gleichzeitig an weit voneinander entfernten Orten entstehen. Dadurch wird direkte Beeinflussung extrem unwahrscheinlich, weil ein Künstler tausende von Kilometern hätte wandern und sogar Ozeane hätte überqueren müssen, um seine Kunst persönlich weiterzugeben. Und selbst diesen unwahrscheinlichen Fall eines einmaligen Ursprungs vorausgesetzt, löst sich das Rätsel damit keinesfalls, weil eine monophyletische „Erfindung“ der Kunst ebenso wie ein polyphyletischer Ursprung doch eigentlich eine *creatio ex nihilo* bedeutet. Obendrein wäre sie folgenlos geblieben, wenn sie kein Publikum gefunden hätte, das Verständnis für diese Kunst aufgebracht hätte. Und die Bereitschaft, sich mit Kunst auseinanderzusetzen, ist eigentlich ein ebenso kreativer, zumindest nachschöpferischer Akt, der latent künstlerische Fähigkeiten voraussetzt.

Hat also das Empfinden der eigenen Sterblichkeit noch nicht ausgereicht, das menschliche Selbstbewußtsein und damit die Menschheit zu erschaffen, so war dies kein Vorgang innerer Notwendigkeit, keine durch bloße innere Logik induzierte Schlußfolgerung. Der Sprung vom Bewußtsein (der Sterblichkeit) zum Selbstbewußtsein (des Außer-der-Natur-Stehens) mag nachträglich betrachtet logisch erscheinen, war es tatsächlich aber wohl nicht. Und wäre es nur die individuelle Erkenntnis eines einzelnen Hochbegabten gewesen, wäre sie mit diesem auch wieder untergegangen. Die eigentliche Erschaffung der Menschheit muß also ein von außen kommender geistiger Impuls gewesen sein, der alle Menschen gleichermaßen erfaßte, so weit und dünn verstreut sie damals auch lebten. Ein Impuls, der alle Menschen gleichermaßen und gleichzeitig aus der Sphäre des Bewußtseins auf die des Selbstbewußtseins erhebt.

Und damit wären wir wieder bei der göttlichen Schöpfung. Denn ein solcher geistiger Impuls kann nicht auf eine physische, weltimmanente Kraft zurückgehen. Er setzt einen Impuls voraus, der fähig ist, die mentale Struktur einer ganzen Gattung in einem Moment fundamental zu verändern. Die Evolution kann dies nicht. Die natürliche Entwicklung der Organismen kann nur bis an die Grenzen des Natürlichen vorangetrieben werden, doch nicht über die Natur hinaus. Zwar war die Evolution nötig, um die Möglichkeiten der Natur bis an ihre Grenzen zu treiben, und sie konnte keine der Zwischenstufen auslassen (ein Einzeller mit Bewußtsein ist schwer vorstellbar), aber ein Wesen mit Selbstbewußtsein zu schaffen, war ihr nicht gegeben. Dazu war eine andere Kraft nötig. Eine Kraft, die von der Natur nicht gebunden, sondern sie selbst zu binden fähig ist. Ein anderes als ein göttliches Wesen ist dazu nicht fähig. Wir sind also eine Schöpfung Gottes, und diese Feststellung steht nicht im Widerspruch zur Evolutionsbiologie.

Selbstbewußtsein

Dieser Begriff ist jetzt so oft gefallen, daß eine nähere Bestimmung gegeben erscheint, zumal von ihm der Begriff des Menschlichen, des Humanen abhängt.

Die materialistische Hypothese der modernen Hirnforschung:

„Die Erstaunliche Hypothese besagt folgendes: ‚Sie‘, Ihre Freuden und Leiden, Ihre Erinnerungen, Ihre Ziele, Ihr Sinn für Ihre eigene Identität und Willensfreiheit – bei alledem handelt es sich in Wirklichkeit nur um das Verhalten einer riesigen Ansammlung von Nervenzellen und dazugehörigen Molekülen“ (Francis Crick: Was die Seele wirklich ist. Reinbek 1997, S. 17). „Ein moderner Neurobiologe braucht die religiöse Vorstellung einer Seele nicht, um das Verhalten von Menschen und anderen Lebewesen zu erklären“ (ebd. S. 21). „Die wissenschaftliche Überzeugung besteht darin, daß unser Geist – das Verhalten unseres Hirns – sich durch die Wechselwirkung von Nervenzellen (sowie anderen Zellen) und den dazugehörigen Molekülen erklären läßt“ (ebd. S. 22).

Das Erstaunlichste an dieser Erstaunlichen Hypothese ist ihre Einfältigkeit. Ein vierjähriges Kind hat eine komplexere Weltsicht als solche nobelpreisnobilitierten Hirnforscher, die mit diesem Erklärungsmodell nicht die alltäglichsten Erscheinungen erklären können. Wenn sämtliche geistigen Phänomene, einschließlich der des Selbstbewußtseins, nur „Wechselwirkung von Nervenzellen“ wären und sich aus dem binären Code von elektrochemischen Impulsen aufbauten, wie erklärt sich dann die grenzenlose Variabilität und Diversifikation ebendieser Phänomene, wie kommt die Vermischung ganz unterschiedlicher Bewußteinszustände zustande, wenn sie doch durch dieselben Werkzeuge auf die gleiche Weise induziert werden, und wie kann es zwischen rein materiell aufgebauten Gehirnen zu einem geistigen Austausch kommen, einem Lernen, einem Verstehen oder Mißverstehen, einem Inspirieren oder Ablehnen? Was ist unter diesen Bedingungen eine Hypothese, ein geistiges Konzept, eine Idee, ein Weltbild, und wie kann es sein, daß sie unabhängig von ihrem „Entdecker“ weiterexistieren kann? Wenn die Relativitätstheorie ein elektrochemischer Zustand in Einsteins Gehirn war, wie kann es dann sein, daß sie Einsteins Tod überlebt hat? Und wenn man das dadurch erklären will, daß jeder Gedanke, jede Theorie, jede Ideologie, jedes Glaubensdogma oder auch nur jede Frage ein ganz spezifischer elektrochemischer Impulscode ist, der von einem Sendergehirn an ein Empfängergehirn geschickt wird und dort auf einen entsprechenden Rezeptor trifft, wie kann es dann sein, daß es Mißverständnisse, Irrtümer, Kontroversen gibt? Müßte ein eindeutig codierter Impuls nicht auf einen ebenso eindeutig reagierenden molekularen Empfänger treffen, der solche Verständnisschwierigkeiten von vornherein ausschließt? Was obendrein bedeuten würde, daß all die Milliarden und Abermilliarden von Gedanken, die ein Geist ersinnen kann, schon präexistent in jedem anderen der sieben Milliarden Geister vorhanden wären, vom Moment der Geburt an dort verschlüsselt liegend und auf den Moment wartend – der vielleicht nie kommt –, da sie vom Prinzen wachgeküßt werden. Und wer hat sie dort eingepflanzt?

Naive Folgerungen aus einer naiven Hypothese, die vor allem das grundlegende Phänomen des Individualismus nicht erklären kann. Neuronenzellen sind alle gleich aufgebaut und auf gleiche Weise mit den gleichen Nachbarn verschaltet, kommunizieren untereinander mit dem immer gleichen binären Code auf eine biochemisch genau zu definierende Weise. Wie kann es dann sein, daß allein ein Gefühl – sagen wir Freude oder Trauer – so unzählbar viele Schattierungen, Stärke- und Mischungsgrade, Überschneidungen und Verquickungen mit anderen Gefühls-, Denk- und Körperzuständen haben kann? Und warum werden alle diese Gefühle und Gefühlsvariationen an ein zusammenhängendes Ganzes namens Persönlichkeit

gebunden, das entscheidet, ob und in welcher Weise es mit allen Elementen dieser Persönlichkeit interagiert? Und zwar auf eine Weise entscheidet, die sich von den Entscheidungen anderer Persönlichkeiten unterscheidet. Und wenn das Gehirn durch neuronale Verschaltungen in sich gleichförmig aufgebaut ist, wieso ist der Geist dann hierarchisch organisiert, wieso gibt es darin Instanzen, die entscheiden, welches Erlebnis wie erlebt, welche Erfahrung wie erfahren, welche Information wie und wo abgespeichert wird? Die oberflächlichste Überprüfung zeigt, daß Geist und Gehirn in ihrer Struktur, ihrer Funktions-, Rezeptions- und Reaktionsweise, ja sogar in ihrer grundsätzlichen Natur völlig unterschiedlich sind und daher auch kaum mehr als oberflächlich – auf einer sehr niedrigen Ebene – zusammenhängen können.

Im übrigen ist die materialistische Bewußtseinshypothese schon längst falsifiziert, auch wenn dies noch Niemandem aufgefallen ist. Seit die Computer im öffentlichen Leben eine immer größere Rolle spielen, taucht immer wieder die Vorstellung einer *Artificial intelligence*, einer Künstlichen Intelligenz (abgekürzt AI oder KI) auf, die inzwischen aus der populären Kultur nicht mehr wegzudenken ist. Filme wie *2001*, *Terminator* oder *Matrix* behandeln das Thema – oder vielmehr die Angstvorstellung – einer Welt, in der Maschinen Bewußtsein erlangen und sich feindlich gegen die Menschen stellen. Inzwischen ist das ein Standardmotiv der *Science fiction* geworden, das – soweit mir bekannt – zum erstenmal in einer Kurzgeschichte von Arthur C. Clarke aus dem Jahre 1965 behandelt wurde. In dieser Geschichte, *Wähle F für Frankenstein*, ging es um die weltweite Zusammenschaltung aller Telefonleitungen mittels eines Satellitensystems, durch das augenblicklich ein neues Bewußtsein entstand. Abgesehen von der pessimistischen Grundannahme, daß eine solche KI sich in jedem Fall feindlich uns gegenüber verhalten müßte, ist allen diesen Geschichten als Basis das materialistische Bewußtseinsmodell gemeinsam. Das Konzept der KI setzt voraus, daß Bewußtsein fest an eine materielle Basis, bestehend aus einem neuronalen Netzwerk, gebunden ist, und daß es automatisch und notwendig entsteht, sobald dieses Netzwerk einen gewissen Grad von Komplexität übersteigt. Und dieser Schwellenwert kann logischerweise nicht niedriger, darf allerdings auch nicht wesentlich höher sein als die neuronale Komplexität des menschlichen Gehirns, das ja den einzigen Richtwert für Bewußtsein abgibt, den wir kennen.

Nun gibt es ein solches künstliches neuronales Netzwerk schon längst, und zwar im Internet, wo permanent Millionen von Computern miteinander verschaltet sind. Und doch haben wir dort noch nie eine Spur von Bewußtsein bemerkt, noch nie hat sich ein Computer geweigert abgeschaltet zu werden, und die Bosheit, mit der wir es hin und wieder im Internet zu tun bekommen, ist immer noch die der menschlichen Programmierer und Nutzer, nicht die eines neuen maschinellen Bewußtseins. Wäre das Konzept der KI richtig, müßte dieses Maschinen-Bewußtsein längst schon geboren sein, weil der Schwellenwert, den das menschliche Gehirn vorgibt, schon seit langem überschritten ist. Wenn es jetzt noch nicht existiert, dann wird es auch nie existieren, und das wiederum bedeutet, daß die materialistische Hypothese des Bewußtseins falsch sein muß. Bewußtsein ist nicht die notwendige Folge einer bestimmten Dichtigkeit von Nervenzellen oder Informationseinheiten. Seine Natur ist nicht materieller Art, sein Sitz ist nicht das Gehirn.

Nachdem wir festgestellt haben, was das Bewußtsein *nicht* sein kann, sollten wir uns fragen, was es sein kann. Allerdings muß man sich dazu einer prinzipiellen Einschränkung bewußt sein: Wir versuchen das Bewußtsein durch das Bewußtsein zu erkennen. Es dürfte einleuchten, daß es dabei nicht ohne perspektivische Verzerrungen abgeht, wenn es überhaupt möglich ist. Wir können die Farbe unserer Augen nicht sehen, weil wir nicht *durch* die Augen *auf* die Augen sehen können. Unseren Körper können wir zumindest teilweise betrachten, aber auch das nur aus der Perspektive unserer Augen, die ein Teil dieses Körpers sind und nur

in einem ganz bestimmten Teil dieses Körpers ihren Sitz haben. Demzufolge betrachten wir uns von oben nach unten, können uns aber nicht von unten nach oben betrachten (vom rückwärtigen Teil ganz zu schweigen). Unsere Selbst-Ansicht ist also deutlich begrenzt. Wir können uns allerdings im Spiegel betrachten, aber der Spiegel ist ein Werkzeug, das außer uns liegt, nicht Teil des Bewußtseins ist, und das Wiedergegebene verzerrt, nämlich spiegelverkehrt.

Diese Körper-Wahrnehmung auf den Geist übertragen bedeutet: Wir können uns nicht erkennen, außer im Spiegel. Das Bewußtsein ist immer Selbst-Bewußtsein (die Begriffe werden daher auch synonym gebraucht) in dem Sinne, daß wir in jedem Moment unserer bewußten Existenz ein Bild unserer selbst mit uns tragen. Dieses Selbst-Bild ist Grundlage unserer Weltwahrnehmung. Wir sehen die Welt niemals objektiv und absolut, wir nehmen sie nie anders als durch unser Subjekt gefiltert wahr. In allem, was wir von ihr sehen, ist unser Ich mitenthalten, und doch wiederum von unserem Ich getrennt. Bei unserer Geburt haben wir schon neun Monate im Mutterleib zugebracht und keine andere Welt als diesen gekannt. Trotzdem sind wir fähig, im Moment, da wir nach der Geburt zum erstenmal die Augen aufschlagen, die Welt als Welt wahrzunehmen, d.h. als etwas außer uns Liegendes. Wir sind dazu fähig, weil wir zu diesem Zeitpunkt schon ein Bewußtsein haben, also ein Bild unserer Selbst. Tiere erkennen sich nicht im Spiegel, Menschen erkennen sich sogar im Spiegel, wenn sie nie zuvor einen Spiegel, nie zuvor ein Bild ihrer selbst gesehen haben. Sie erkennen sich, weil sie von Geburt an ein Bild von sich in sich haben.

Ein solches Bild zu haben ist aber nur möglich, wenn wir uns in einem Spiegel sehen. Unser Selbst entsteht dadurch, daß wir uns selbst reflektieren. Wir sind nicht anders als dadurch, daß wir uns sehen. Wir können nie von uns selbst absehen, nicht einmal für einen Moment. Ein Bewußtsein, daß sich selbst dunkel ist, kann kein Bewußtsein sein. Die materialistische Hypothese, alle anderen Schwierigkeiten einmal beiseite gesetzt, muß schon deshalb falsch sein, weil sie keine Möglichkeit bereit hält, wie eine solche Selbst-Reflexion funktionieren könnte. Das monokausale Bewußtsein, das sie zu konstruieren versucht, muß sich selbst blind sein, ist also kein Bewußtsein. Die herkömmliche Anthropologie hingegen, wie sie seit Jahrtausenden tradiert wird und sogar in ganz verschiedenen Kulturen unabhängig voneinander entstanden ist, hat dafür ein sehr gutes Erklärungsmodell, das bisher allen Falsifizierungsversuchen getrotzt hat: die Seele.

Selbstbewußtsein, verstanden als Selbst-Reflexion, setzt voraus, daß es aus zwei Teilen besteht, einem, der reflektiert, und einem, der reflektiert wird. Einem Spiegel und einem Gespiegelten. Das Gespiegelte ist logischerweise das aktive Element, der Spiegel bleibt passiv, denn ein Spiegel, der sich ebenso veränderte wie das Gespiegelte, könnte schwerlich seine Aufgabe erfüllen. In dem Gespiegelten können wir den Geist wiedererkennen, der sich ständig bewegt, ständig entwickelt, ständig in Kontakt und Auseinandersetzung mit der Außenwelt steht, der eine ständig sich wandelnde Position in Raum und Zeit einnimmt. Der Spiegel, also die Seele, hat und tut das alles nicht, sie verändert sich nicht, sie reagiert nicht auf Außenreize, sie existiert in einem von Raum und Zeit unabhängigen Kontinuum. Aber obwohl sie, nach dieser Beschreibung zu urteilen, nur ein Gegenstand zu sein scheint, ist sie in Wahrheit das höchste Lebendige, weil Leben nicht ohne einen Grund des Lebens, und Bewußtsein nicht ohne einen Grund des Bewußtseins sein kann.

Es ist anzunehmen – obwohl es keine Möglichkeit gibt, diese Annahme zu verifizieren – daß auch Tiere eine Seele besitzen. Es scheint sich dabei allerdings um eine Kollektiv- oder Weltseele zu handeln, weil aus dem tierischen Bewußtsein kein Selbstbewußtsein entsteht. Sie erkennen sich nicht selbst im Spiegel der Seele, sie erkennen nur den Teil der Welt, den sie

für ihre Existenz brauchen, nichts darüber hinaus. Wenn die Seele ein Spiegel ist, der alles reflektiert, dann ist ihr Geist offenbar nicht fähig, dieses Alles wahrzunehmen. Der menschliche Geist dagegen sieht alles, auch das für ihn völlig Nutzlose. In dieser Alleswahrnehmung wurde es ihm nötig, sich selbst zu erkennen, weil er sonst im Überfluß der Alleswahrnehmung rettungslos untergegangen wäre. Indem er ein Bewußtsein entwickelte, bannte er die Weltwahrnehmung durch den Fokus seines Ichs. Dadurch verlor er allerdings die Verbindung zur Weltseele. Der Gewinn des Ichs ging mit dem Verlust der Natur einher. Der Mensch wurde eine Spezies für sich, in einem Limbus zwischen Tier und Engel schwebend, einsam als der einzige seiner Art. Darin liegt seine Größe und seine Tragik gleichermaßen.

Es bleibt die Frage, ob unsere Seele eine Individualseele ist, ein Splitter der Welt- und All-Seele, oder ob diese immer noch intakt ist und unser Geist sich also nur in einem winzigen Segment dieser All-Seele reflektiert. Das zweite ist das Wahrscheinlichere, denn die Seele kann schwerlich mit dem Menschen zusammen gezeugt worden sein. Wenn der Geist sich im Mutterleib zum Bewußtsein hin zu entwickeln beginnt, kann das nicht dadurch geschehen, daß er sich in einer noch embryonalen Seele reflektiert. Der Spiegel muß von Beginn an ein vollkommener Spiegel sein, andernfalls könnte ein noch unvollkommener Geist sich selbst darin nicht finden. Wenn die Seele also vor dem Menschen da ist, wird sie auch nach ihm noch bleiben. Sie wird also (relativ) unsterblich sein. Das würde auch erklären, warum wir trotz unserer Vereinzelung, in die wir durch unser Bewußtsein geraten, ein vages Gefühl der All-Beseelung behalten, durch die wir uns dem Universum und jedem Lebewesen darin verbunden und verantwortlich fühlen. Denn natürlich ist das Bild vom Spiegel der Seele nur eine Metapher, die nicht restlos aufgeht. Ein Spiegel ist bedampftes Glas, weiter nichts, und verliert wieder, was er reflektiert. Die Seele dagegen, auch wenn sie nie eine Persönlichkeit, eine Individualität entwickeln wird, kann doch, so ist anzunehmen, nichts von dem verlieren, was sich einmal in ihr gespiegelt hat. Nur so ist zu verstehen, warum wir in unserer Seele ein Empfinden von Beseelung verspüren, das nichts ist als der diffuse Rest einer unendlich beseelten Spiegelung.

Bewußtsein, um es zusammenzufassen, ist eine Dualität. Wir sind Eins, weil wir zwei sind, Geist und Seele. Zwei Elemente völlig verschiedener Art, geboren und nicht geboren, sterblich und nicht sterblich, zeitlich und ewig, veränderlich und unveränderlich, vereinzelt und verbunden. Alles, was Menschen sind, was sie tun, denken, sagen, leiden und fühlen, ergibt sich aus dieser ursprünglichen Dualität. Diese Kluft bestimmt alles, was menschlich ist. Sie ist unüberbrückbar. Zumindest in diesem Leben.

Natur

Der Geist, nicht die Seele, ist also das entscheidende und unterscheidende Element, das die Menschlichkeit ausmacht. Beseelt ist das ganze Universum, so daß jedes einzelne Wesen ein verbundener Teil davon ist. Der menschliche Geist aber ist nur dem Menschen eigen. Er definiert den Standpunkt unserer Art im Universum, und isoliert uns darin.

Als drittes konstantes Element der Menschlichkeit muß die Natur hinzugefügt werden. Das ist in gewissem Sinne ein Paradoxon. Denn die Natur tritt überall als Grenze in Erscheinung, nicht als Erweiterung. Sie begrenzt uns in der Zeit ebenso wie im Raum, sie begrenzt den Geist ebenso wie die Seele. Wie kann aber etwas, das die Menschlichkeit begrenzt, zugleich Teil der Menschlichkeit sein? Und doch ist es so, und zwar auf zweierlei Weise.

Die Natur ist einerseits außer uns, andererseits in uns. Sie ist in uns durch unseren Körper, der ebenso Natur ist wie jeder Tier- oder Pflanzenkörper, und ganz und gar den Gesetzen der Natur unterliegt. Den Körper gesund und funktionstüchtig zu erhalten, erfordert eine permanente Zufuhr von Nährstoffen. Diese Nährstoffe zu bekommen, verlangt eine kontinuierliche Anstrengung, körperliche Mühe für und intellektuelle Beschäftigung mit einem Umstand, der ausschließlich dem Körper zugute kommt, während er den Geist blockiert und die Seele betäubt. Dasselbe gilt für andere körperliche Funktionen wie Verdauung, Hygiene, Fortpflanzung und allgemeine Gesundheit. All dies gebietet Aufmerksamkeit, und das auf eine ausschließende Art und Weise, die Geist und Seele keinen Anteil daran haben läßt, aber sie um ihren Anteil verkürzt. Der Geist wird zum Gehilfen der Nahrungsbeschaffung erniedrigt, und die Seele ist unfähig, im permanenten Geschrei der Organe noch die leise Sphärenmelodie der Allseele zu vernehmen. Die Natur in uns ist völlig egoistisch, sie will nur sich selbst, sowohl im inneren Verkehr mit Geist und Seele, wie auch im äußeren Umgang mit Artgenossen. Nicht einmal in der Sexualität, wo der Kontakt zu ihnen unumgänglich ist, hat sie ein Bedürfnis nach sozialer Interaktion, sowenig wie nach geistig-seelischer Teilnahme.

Hier wird am deutlichsten, wie wenig die Kreise von Körper, Geist und Seele deckungsgleich sind. Der Widerspruch von Sexualität und Liebe ist ein kontinuierlicher Konflikt, der alle menschlichen Gesellschaften durchzieht, alle Moralsysteme beschäftigt, allen Religionen Gebote abfordert, ohne daß in der gesamten Menschheitsgeschichte je eine befriedigende Lösung gefunden wurde. Zwischen radikaler Enthaltbarkeit und ebenso radikaler Libertinage schlägt das Pendel unaufhörlich hin und her, ohne je zur Ruhe zu kommen. Der Grund ist, daß hier Wünsche vereinigt werden sollen, die nicht vereinigt werden können. Den Körper verlangt es nach Lust, den Geist nach menschlicher Anerkennung, die Seele nach universeller Fusion. Die beiden letzteren Wünsche können im Ideal der Liebe verbunden werden, aber das Verlangen des Körpers nach Sexualität ist definitiv inkompatibel dazu.

Eine letzte Grenze stellt die Natur in uns (der Körper) auf, die weder Geist noch Seele begreifen können, den Tod. Es ist eine unabweisbare Tatsache, daß der Körper Veränderungen unterliegt, die schließlich zum völligen Zusammenbruch all seiner Funktionen und in Folge dessen zu seinem Verschwinden führen. Daß unsere Existenz begrenzt sein soll, können aber weder Geist noch Seele verstehen, weil es in ihrem Seinsbereich eine solche Grenze der Existenz nicht gibt. Der Geist lebt in Begriffen und kann keinen Begriff von Tod finden, weil dieser alle Begriffe nur negiert. Die Seele ist unsterblich, und der Tod negiert die Unsterblichkeit. Der Körper also, mit seinem Anfang und seinem Ende, begrenzt und negiert, was Geist und Seele ausmachen, die Unbegrenztheit. Dieser Widerspruch ist nur metaphysisch lösbar, aber in der physischen Welt stellt er eine unaufhörliche Provokation dar, der zu begegnen der Mensch das geschaffen hat, was sich Kultur nennt. Alles, was Kultur ist, Gesang, Sprache, Bild, Bauwerk, Wissenschaft, will die Grenzen des Körpers überwinden, sie will von Fühlen und Denken allgemeine Begriffe schaffen und Werke und Taten hinterlassen, die uns selbst überdauern. Sie will die Unsterblichkeit des Menschen, und ist damit ein weiterer Beleg, daß etwas Unsterbliches im Menschen ist. Denn was nicht ist, kann man nicht suchen.

Die Natur ist zweitens außer uns. Sie ist dasjenige, dem wir entgangen sind, und das uns deshalb entgegen steht. Sie bedroht permanent unsere Existenz durch Regen, Frost, Sturm, Dürre, Erdbeben, Vulkanausbrüche, und sie sichert gleichermaßen permanent unsere Existenz durch Pflanzen und Tiere, die uns ernähren. Sie ist Mutter und Zerstörerin gleichermaßen. Da uns der Instinkt der Tiere abgeht, sind wir darauf angewiesen, die Gesetze der Natur geistig zu

erfassen. Gelingt uns das nicht, ist unsere Existenz gefährdet. Wir müssen ihre jahreszeitlichen Rhythmen begreifen, um zu wissen, was wir wann sammeln und jagen können, in welcher Zeit wir verschwenden dürfen und für welche Zeit wir Vorräte speichern müssen. Wir müssen die Ursprünge ihrer Fruchtbarkeit erforschen, damit uns ihre Unfruchtbarkeit nicht überraschen und vernichten kann. Wir müssen lernen, die Wesen der Natur als Werkzeuge unseres Lebensunterhalts zu nutzen, wenn nicht sie uns als Nistplätze ihrer Maden nutzen sollen.

Wir sind, in all unserer Körperlichkeit, Wesen der Natur, und stehen doch der Natur entgegen wie Feinde, die sie, mit Hilfe unseres Geistes, ihrer Geheimnisse berauben, um sie plündern, knechten und unterjochen zu können. Wir können nicht anders sein und handeln, denn das ist die Lage, in der wir zur Natur geraten sind in dem Moment, als wir ein Selbstbewußtsein in uns fanden. Wir sind kein Teil der Natur mehr, wir sind Ausgestoßene. Aber wie alle Ausgestoßenen, selbst die zu Unrecht Ausgestoßenen, empfinden wir Scham und Schuld gegenüber dem, das uns ausgestoßen hat. Wir empfinden Schuld, weil wir Rechtlose sind im Reich der Natur, und weil diese Rechtlosigkeit uns gezwungen hat, uns unsere eigenen Gesetze zu schaffen. Wir empfinden Scham, weil diese Gesetze uns zwingen, uns gegen unsere Herkunft, unsere Mutter zu stellen, die wir doch eigentlich nie lassen wollten.

Diese Scham- und Schuldgefühle begleiten den Menschen von Anbeginn. Der Mensch wurde Mensch, indem er unnatürlich wurde, und er sieht sich deshalb selbst als Verbrecher an der Natur. Schon die frühesten Menschen müssen so empfunden haben, als sie die Gestalten der Tiere, die sie jagten, an die Wände ihrer Höhlen malten. Von der Pietät der Hindu gegenüber ihren heiligen Kühen bis zum modernen Vegetarismus und Veganismus reichen die Versuche, sich von der Schuld Tierfleisch zu essen loszumachen, obwohl doch unsere Körper ein naturgemäßes Verlangen danach haben. Sämtliche Tier- und Naturschutzorganisationen der Gegenwart existieren dank dieses Schuldgefühls, so wie in früheren Zeiten Religionen darauf bauten.

Und doch ist unser Verhalten der Natur gegenüber heute widersprüchlicher als je. Wir wollen naturgemäß leben, wir wollen die natürlichen Ressourcen der Erde schonen, wir wollen nachhaltig wirtschaften, wir wollen eine ökologisch saubere Landwirtschaft und die Erwärmung der Erdatmosphäre begrenzen. Aber da, wo uns die Natur am nächsten ist, nämlich in unserem eigenen Körper, sind wir weniger als je bereit, die Grenzen der Natur zu akzeptieren. Wir bekämpfen seine Krankheiten mit chemischen Mitteln, korrigieren seine ästhetischen Unvollkommenheiten mit chirurgischen Eingriffen, lassen unsere Ei- oder Spermazellen einfrieren, um zu einem beliebigen Zeitpunkt (vielleicht sogar nach unserem Tod) Nachwuchs erzeugen zu können, wir lassen uns fremde Organe einpflanzen, um unserem Körper eine etwas längere Lebensdauer abzulisten, als er uns natürlicherweise gewähren wollte. In der Medizin sind wir auf dem Gipfelpunkt der Unnatur. Und empfinden gar keine Schuld dabei.

Religion

Von Religionsgegnern wird oft behauptet, Religionen seien Erfindungen, die dem Zweck dienen, die Menschen mit Furcht zu beherrschen. Das Gegenteil ist richtig: Religionen sind Erfindungen, die dem Zweck dienen, die Menschen von Furcht zu befreien. Denn die Furcht ist da, sobald der Mensch da ist, sie muß nicht erst erfunden werden. Es ist die Furcht des einsamsten Wesens im Universum. Unser Bewußtsein vertreibt uns aus der Sphäre der Natur,

ohne uns – da wir die Natur noch in uns haben – in einer höheren, rein immateriellen Sphäre schon Einlaß zu gewähren. Wir sind also isoliert, sowohl von der Natur, als auch von möglichen höheren Welten. Die Existenz solcher Welten erschließen wir aus unserem eigenen Status als Mischwesen aus Körper, Geist und Seele: Wir wissen, daß es reine Körperwesen gibt, also dürfen wir mit dem Recht einfacher Logik annehmen, daß es auch reine Geist- und reine Seelenwesen gibt, auch wenn wir über deren Beschaffenheit nur mutmaßen können, weil sie sich unserer Wahrnehmung entziehen. Und wie alle Mischwesen empfinden wir ein Gefühl der Inferiorität gegenüber den „reinen“ Wesen, seien sie reiner Körper, reiner Geist oder reine Seele. Aus diesem Inferioritätsgefühl wird ein Schuldgefühl gegenüber der Natur (die wir wahrnehmen können) und ein Angstgefühl gegenüber der immateriellen Sphäre (die wir nur ableiten können).

Dieses Angstgefühl ist verständlich gegenüber Wesen, von denen wir nicht wissen, wie sie zu uns stehen. Sie mögen Regeln haben, Gesetze, Gebote, absolut und unhintergebar, die wir übertreten könnten, die wir schon übertreten haben, die wir mit jedem Moment unserer Existenz übertreten, einfach dadurch, daß wir existieren. In vielen Schöpfungsmythen ist der Ursprung der Menschheit mit einem Verstoß gegen göttliche Gesetze verbunden. Die Idee einer Urschuld, einer Ursprungssünde ist nicht Erfindung spätgeborener Dogmatiker, sondern drückt vielmehr die ursprüngliche Furcht aus, die uns überkam, als wir Menschen wurden. Sie mag in entwickelten Kulturen besser formuliert sein, was aber nicht bedeutet, daß Naturvölker davon befreit sind. Auch diese sind auf Religionen angewiesen, die ein Regelwerk schaffen, um dieser Furcht Herr zu werden. Sie können die Furcht selbst nicht beseitigen, da sie zu tief in unserem Wesen verwurzelt ist, aber sie können sie rationalisieren, indem sie Möglichkeiten der Sühne anbieten.

Wir Mischwesen aus Körper, Geist und Seele bewohnen also eine eigene Sphäre, die nur für uns da ist, in der nur wir leben, allein und ohne Gefährten. Daher haben wir auch keine Anhaltspunkte für unser Verhalten, keine Referenzpunkte für unseren Standort, keinen Urmeter, an dem wir unsere Maße justieren können. Wir treiben auf einem Meer ohne Ufer unter einem Himmel ohne Sterne, wir haben weder Ruder noch Segel, um uns fortzubewegen, und glauben doch irgendwo ankommen zu müssen. Wir wissen, daß die Gesetze der Natur für uns nicht mehr gültig sind, denn wir haben die Macht, sie zu brechen. Wir ahnen höhere Wesen mit höheren Gesetzen, aber wir fürchten unfähig zu sein, sie einhalten zu können. Die Gesetze, die wir uns selbst geben, sind Gesetze, die wir uns selbst geben, das heißt, sie existieren nur im Bannkreis selbsterzeugter Illusionen. Für den, der diesen Bann durchbricht, existieren sie nicht mehr.

Das Gesetz „Du sollst nicht töten“ ist eine willkürliche Behauptung, und jeder kann ohne viel Fantasie Umstände erdenken, wo es keine oder nur eine eingeschränkte Gültigkeit hat. In Wahrheit hat es nie eine Gesellschaft gegeben – und gibt es auch jetzt nicht – in der dieses Gesetz uneingeschränkte Gültigkeit hätte. Wer nach Gründen sucht, es auszusetzen, findet auch Gründe. Er braucht nur die Bezugseinheit zu ändern, z. B. „Du sollst die Angehörigen deines Volkes nicht töten“ (bei Ausländern gelten andere Regeln), oder: „Es ist süß und ehrenvoll, fürs Vaterland zu töten (oder zu sterben)“, oder: „Du sollst niemanden töten, der dir äußerlich oder innerlich ähnelt“ (damit macht man sich selbst zum Maß des Gesetzes), oder „Du sollst einen gesunden Menschen nicht töten“ (wenn er ohnehin im Sterben liegt, darfst du ruhig nachhelfen) usw. Die Variationsmöglichkeiten sind unbegrenzt, und in diesem Moment werden schon wieder neue erfunden.

Wenn der Mensch sich die Definitionshoheit über Gesetze selbst anmaßt, dann sind sie allen Stimmungen, Modeströmungen und Zeitgeistverschiebungen untergeordnet, denen Menschen

und menschliche Gemeinschaften untergeordnet sind. Das betrifft auch die Menschenrechte selbst, die diesen Gemeinschaften zugrunde liegen sollen. Ihre Gültigkeit ist von der Gewalt abhängig, die es braucht sie durchzusetzen, und diese wiederum von der Entschlossenheit sie anzuwenden, und diese wiederum ist abhängig von dem, was die Gesellschaft selbst für rechtens und gerecht hält. Am Ende ist menschliches Recht also ein Zirkelschluß.

Anders ist es bei Geboten, die von einem Gott ausgehen. Seine Allmacht setzt Recht, das nicht hinterfragt werden kann. Er kann willkürlich handeln, ohne sich rechtfertigen zu müssen. Seine Gesetze gelten absolut, ohne mit zeit- und umstandsgebundenen Begründungen eingeschränkt werden zu können. Den Zirkelschluß eines sich selbst begründenden Grundes kann er dank seiner allumfassenden Natur durchbrechen und der menschlichen Existenz Grund geben, auf das menschliche Gemeinschaft gegründet werden kann. Er kann sagen: „Du sollst nicht töten“, und wirklich darauf bestehen. Echtes Recht und wahre Gerechtigkeit können nur durch eine höhere Macht vermittelt werden, wenn sie keine Autosuggestion bleiben sollen. Die Institution, die dieses Götterwort auf Erden verkündet, nennt man Religion.

Eine Religion ist nicht dazu da, die Natur Gottes zu bestimmen. Das übertrifft schon aus erkenntnistheoretischen Gründen die Fähigkeit jedes Menschen. Ihr Gegenstand ist im eigentlichen Sinne auch nicht der Glaube, denn das ist ein Ding ganz eigener Art. Glaube ist Basis der Religion, und ein System kann nicht die eigene Basis zum Inhalt haben. Eine Religion ist ein System, das der Organisation von Gesellschaften dient. Nur danach, wie gut sie diese Aufgabe erfüllt, kann sie beurteilt werden. Eine Gemeinschaft von Menschen, alle mit den gleichen Ängsten und Schuldgefühlen beladen, alle nur treibende Monaden im gestaltlosen Raum, braucht übermenschliche Unterstützung, um zu einer Gesellschaft, einer Kultur, einem Staat, einem Volk, einer Nation werden zu können. Allein sind wir zu schwach dafür. Daher hat es auch niemals in der Geschichte der Menschheit eine atheistische Gesellschaft oder Kultur gegeben. Atheismus tritt immer nur als Dekadenzphänomen in schon bestehenden Kulturen auf, und kann auch nur von dem Grund ausgehen, den Religionen geschaffen haben. Daher gibt es nur jüdische, christliche, muslimische, buddhistische etc. Atheisten, aber keine atheistischen Atheisten. Die wären eine undenkbare Unmöglichkeit, denn der Mensch existiert nur durch das, was er glaubt, und auch Atheisten glauben. Sie glauben nur, nicht zu glauben.

Willensfreiheit

Die erkenntnistheoretische Einschränkung, daß der Mensch nur begrenzt fähig sei, sich selbst zu erkennen, scheint nirgendwo zutreffender, als bei der Frage der Willensfreiheit. Es gibt kein Element des Humanen, das grundlegender und allgegenwärtiger wäre. Die Erschaffung des Menschen als eines Wesens, das sich selbst betrachtet, ist die Erschaffung eines Wesens, das aus dieser Selbstbetrachtung Konsequenzen ziehen kann. Das eine bedingt das andere notwendig und unweigerlich, und das Humane ist ohne beides nicht denkbar. Das Tier betrachtet z. B. den Himmel nicht, es genügt ihm zu wissen, ob er hell oder dunkel ist, denn seine Lebensweise paßt sich diesem Umstand an. Der Mensch aber kann den Kopf heben und zum Himmel hinaufsehen – das ist die erste freie Entscheidung. Er kann die Wolken betrachten, oder er kann die Gestirne darüber betrachten – das ist die zweite freie Entscheidung. Er kann Schlußfolgerungen ziehen aus dem was er sieht, bezüglich des Wetters, der Tageszeit, der Jahreszeit, den Ernteaussichten etc. – eine weitere freie Entscheidung. Er kann aus dem, was er sieht, auf die Kräfte abstrahieren, die die beobachteten

Phänomene verursachen, ob also z. B. die Sonne von einem Gott oder einer mechanischen Kraft bewegt wird – eine ganze Kette freier Entscheidungen. In solchen Entscheidungen liegen die Ursprünge der Wissenschaft ebenso wie der Religion.

Auch die menschliche Geschichte, um ein weiteres Beispiel zu nennen, ist ein Produkt der Willensfreiheit, und ein Beleg ihrer Existenz. Daß die menschliche Gemeinschaft sich im Laufe der Zeit ändert, wäre nicht denkbar, wenn nicht die Freiheit bestünde, solche Veränderungen zu bewirken. Andernfalls hätten wir nur, wie Tiere, einen Satz von Verhaltensweisen, der für alle vorkommenden Situationen ausreichte und quer durch die Zeiten nicht geändert werden müßte, so daß es auch keine Zeiten und Epochen für uns gäbe.

Die Liste der Beispiele ließe sich über Seiten und Seiten verlängern, aber das wäre ebenso banal wie überflüssig. Wozu etwas begründen wollen, was selbst Grund ist? Wozu begründen und beweisen und belegen, daß die Erde unter uns und der Himmel über uns ist? Wenn die Willensfreiheit Teil unseres Wesens ist, muß ihre Existenz nicht bewiesen werden. Wenn die Existenz menschlicher Kultur und Wissenschaft nicht bewiesen werden muß, wozu das beweisen wollen, ohne das es Kultur und Wissenschaft nicht gäbe?

Und doch gibt es kaum ein Phänomen des Humanen, das zu verifizieren oder falsifizieren im Laufe der Menschheitsgeschichte soviel intellektuelle Mühe aufgebracht wurde. Für Gesetzgeber, Philosophen, Priester und Wissenschaftler ist es eine Frage von solcher Wichtigkeit, daß sie immer und immer und immer wieder Anläufe unternehmen, die Frage definitiv zu klären – und doch immer wieder am Anfang zu stehen scheinen.

Die Juristen etwa können gar nicht anders, als von der Willensfreiheit auszugehen, denn nur ein freies Individuum kann für seine Taten verantwortlich gemacht werden, und nur ein Mensch, der für seine Taten verantwortlich ist, kann den Gesetzen unterliegen. Würde man dagegen annehmen, ein Dieb könne nicht anders als stehlen und ein Mörder könne nicht anders als töten, müßten die Gerichte Strafen verhängen, die dies für immer unmöglich machen, sie müßten dem Dieb die Hand abhacken und den Mörder hinrichten, denn nur solche finalen Strafen könnten den Zwang zum Verbrechen zuverlässig unterdrücken. Was aber zugleich das Ende der Rechtsprechung bedeuten würde, denn wo nur noch die Tat zählt, nicht der Täter, braucht es auch keinen Richter, nur einen Henker. Nach vielen Irr- und Abwegen haben die Gesetzgeber sich durchgerungen, einer solchen Kausalität abzuschwören und dem Täter das Recht und die Möglichkeit – die Wahl! – zuzugestehen, sich zu bessern.

Und doch fällt die Justiz in Einzelfragen immer wieder zurück in das Denkschema des prädestinierten Täters. Gegenwärtig ist das der Fall bei Sexualstraftätern; sie können laut Gesetz zwar nur zeitlich begrenzt eingesperrt, sollen dann aber zeitlich unbegrenzt „sicherheitsverwahrt“ werden. Womit der Gesetzgeber gegen die eigenen Grundlagen verstößt, denn natürlich hat auch ein Triebtäter die freie Wahl, ob er dem Trieb folgen will oder nicht. Und wenn die Statistiken besagen, daß 50 % der Triebtäter rückfällig werden, dann bedeutet das, daß man 50 % der so kategorisierten unschuldig zur Gefangenschaft verurteilt, um die anderen 50 % davon abzuhalten etwas zu tun, von dem die Statistik behauptet, sie würden es tun. Es sind sicher andere Lösungsmöglichkeiten denkbar. Aber man nimmt sich nicht die Freiheit, sie zu suchen, weil man ein Gefangener des deterministischen Denkens ist.

Auf einer höheren Ebene haben Philosophen und Theologen ein Problem mit der Willensfreiheit. Jenen erscheint sie wie das Tor ins Chaos. Eine Welt, in der – wenn auch örtlich begrenzt – das Prinzip von Freiheit gilt, scheint ihnen unausrechenbar, undeutbar,

unbenennbar. Wie sollte man die Welt in ein System fassen können, wenn der Baum der Möglichkeiten sich jederzeit ins Unendliche verzweigen könnte. Was wäre Ontologie, was wäre Logik dann noch wert? Das hieße, sein Haus in einen Sumpf hinein bauen. Diese Philosophen sind ein Opfer ihres eigenen Ideen-Absolutismus. Sie glauben, sie müßten jede Irregularität aus ihrem System fernhalten, als ob es die Seuchenstation eines Krankenhauses wäre, aus dem kein Keim entrinnen darf. Tatsächlich gibt es keinen Grund warum Willensfreiheit und Welterkenntnis einander ausschließen sollten. Die meisten Probleme haben keine unendliche, sondern nur eine begrenzte Zahl von Lösungsmöglichkeiten, was die Freiheit der Entscheidung ebensowenig ausschließt wie die Möglichkeit, sie unter bestimmten Kategorien zu erfassen.

Den Theologen und Priestern widerstrebt die Idee der Willensfreiheit, weil sie mit der Allmacht ihres jeweiligen Gottes zu kollidieren scheint. Sie übersehen, daß Allmacht nicht auch Allzuständigkeit oder Alltätigkeit bedeutet. Die modernen monotheistischen Weltreligionen haben ein derart abstraktes Gottesbild entwickelt, daß die Vorstellung, ein solches allmächtiges, aber gestaltloses Wesen würde sich persönlich-unpersönlich in den Haushalt eines jeden einzelnen Menschen einmischen und jedes haushälterische Problem höchst eigenhändig-unhändig lösen, etwas unfreiwillig Komisches an sich hat. Was natürlich nicht dagegen spricht, daß die meisten der ungläubig Gläubigen oder gläubig Ungläubigen unausgesprochen ein anthropomorphes Gottesbild in sich herumtragen und bitter das Fehlen einer göttlichen Intervention beklagen, wenn sie eine Niederlage erlebt haben (während sie gleichzeitig ihre Triumphe nur sich selbst zugute halten). Tatsächlich gehören göttliche Allmacht und menschliche Willensfreiheit ganz unterschiedlichen Sphären an, die sich nicht einmal berühren, geschweige in Konflikt zueinander stehen. Der Entscheidungsraum, der uns Menschen offen steht, ist unweigerlich begrenzt, da wir begrenzte Wesen sind. Der Wille Gottes dagegen ist unbegrenzt, so daß er einer Willensäußerung gar nicht mehr bedarf. Beides widerspricht sich also nicht. Wenn ich mich – ohne göttliche Intervention – entscheide, einen von zwei möglichen Wegen zu gehen, ist das keine Einschränkung göttlicher Allmacht, da beide Wege Gottes Wege sind.

Die entschiedenste Gegnerschaft erfährt das Prinzip der Willensfreiheit derzeit aus dem Bereich der Wissenschaft, notabene der Natur-Wissenschaft, denn Geisteswissenschaft untersucht ja gerade die Konsequenzen und Folgen der Willensfreiheit in der menschlichen Kultur. Eine erstaunlich große Anzahl von Naturwissenschaftlern haben in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten Arbeiten zu diesem Thema veröffentlicht. Alle kommen zum gleichen Ergebnis, nämlich, daß es Willensfreiheit nicht gibt. Und alle diese Arbeiten sind völlig bedeutungslos.

Der Grund dafür ist einfach, wenn man sich den Unterschied von Natur- und Geisteswissenschaften verdeutlicht. Die einen haben die Gebundenheit der Natur, die anderen die Freiheit des Geistes zum Gegenstand. Diese setzen voraus, was die anderen prinzipiell ausschließen. Wenn ein Naturwissenschaftler mit naturwissenschaftlichen Methoden nach der Willensfreiheit sucht, dann kann er sie selbstverständlich nicht finden, weil diese Methoden das Gesuchte von vornherein ausschließen. Er tut also so, als suche er etwas, sucht aber nur dort, wo es nicht ist, um dann voller Stolz erklären zu können, daß es nicht existiert. Eine wissenschaftlich zutiefst unehrliche Methode!

Heerscharen von Behavioristen haben z. B. in ausgeklügelten Versuchsanordnungen menschliche Gewohnheiten untersucht, um zum Ergebnis zu kommen, daß Menschen Gewohnheitstiere sind. Gewohnheiten verletzen aber sowenig wie Traditionen das Prinzip der Willensfreiheit, denn Gewohnheiten kann man ändern, Traditionen brechen. Es ist nur

energetisch weniger aufwendig, ihnen zu folgen. Ameisenforscher haben die Ähnlichkeit von Ameisen- und Menschenstaaten hervorgehoben und zum wissenschaftlichen Prinzip erhoben, aber sie sind dabei nur einer sprachlichen Metapher aufgesessen. Man hat die Ameisenhaufen aus Gründen der Analogie als Staaten bezeichnet, was nichts daran ändert, daß Ameisen- und Menschenstaaten zwei gänzlich unterschiedliche Dinge sind. Affenforscher wollen die Menschenaffen den Menschen gleichsetzen, um ihnen Menschenrechte zuzusprechen und so besser schützen zu können. In Wahrheit bedarf der Naturschutz keiner solchen Begründung. Gorillas und Schimpansen brauchen praktischen Schutz, keine theoretischen Rechte. Den Affen nützen die Menschenrechte nichts, den Menschen bedeutet es eine Schwächung ihrer Rechte. Und übrigens käme nur ein Mensch auf die Idee, anderen Wesen Menschenrechte zu übertragen, eben weil er ein Mensch und kein Tier ist.

Das Prinzip der Naturwissenschaft, daß es keine Freiheit des Menschen, sondern nur Gebundenheit der Natur gibt, läuft auf eine Abschaffung des Humanen hinaus. Die Aberkennung der Willensfreiheit ist der erste Schritt dazu.

Zufall und Notwendigkeit

Wir kommen nun zu Begriffen, die etwas nicht Existierendes bezeichnen sollen. Sie sind bloße Platzhalter für das Unbegreifliche.

Eine der menschlichen Urerfahrungen, neben dem Tod und der universellen Einsamkeit, ist der Kontrollverlust. Der menschliche Geist macht Pläne, und sie werden durchkreuzt. Man geht einen Weg, und gerät auf Abwege. Man setzt sich ein Ziel, und erreicht ein ganz anderes. Man hat eine Gewißheit, und sie wird ungewiß. Man segelt einem neuen Horizont entgegen, und erleidet Schiffbruch. Die Sonne verschwindet im Nebel, der klar erkennbare Pfad endet im Unterholz, das Reisegefährte zerbricht, und die eigenen Füße versagen den Dienst. Vom Moment der Geburt an sind wir hilflose Kreaturen, die ohne elterliche Pflege gar nicht existieren könnten, weil unsere Glieder zu ungeschickt sind, die einfachsten und lebensnotwendigsten Verrichtungen auszuführen. Jeder Mensch macht also individuell erneut die Erfahrung, die die Menschheit vom ersten Moment der Bewußtheit in fernen Urzeiten immer wieder gemacht hat: Daß die eigenen Kräfte nicht ausreichen, um den Raum, den die Willensfreiheit uns öffnet, tatsächlich auszufüllen. Das Bewußtsein schafft Möglichkeiten, aber wir scheitern daran, sie wirklich werden zu lassen. Es ist ein Urgefühl der Enttäuschung, daß die Welt uns Widerstand entgegensetzt, den wir weder brechen noch überwinden können.

[Nebenbei bemerkt ist diese Enttäuschung ein weiterer – wenn auch indirekter – Beleg für die Existenz der Willensfreiheit. Überhaupt erkennt man Freiheit – wie jedes Ding – am besten an ihren Grenzen, d. h. dem Widerstand, den sie hervorruft, und dem dadurch verursachten Schmerz.]

Diese Enttäuschung ist eine Enttäuschung über uns selbst, über den Mangel an Kraft in uns, die zu schwach ist, den Widerstand der Welt zu überwinden. Um aber nicht in ständiger Frustration und ständiger Selbstanklage – die irgendwann zu Selbsthaß werden würde – leben zu müssen, erfinden wir Begriffe, die unsere Schwäche vor unseren eigenen Blicken verbergen sollen, indem sie sie nach Außen kehren: Zufall, Schicksal, Glück bzw. Unglück, Prädestination, Fatum, Notwendigkeit, Karma, genetische Programmierung, Fluch, Heimsuchung etc. Der Begriffe sind viele, aber keiner davon umschreibt etwas Tatsächliches, etwas wirklich Existierendes. Der Begriff „Gott“, so diffus er auch sein mag, bezeichnet doch

etwas absolut Reales, weil wir wissen, daß die Welt unmöglich ohne etwas die Welt Begründendes sein könnte. Aber was sollte ein „Zufall“ sein? Ein Ereignis außerhalb jeder Logik, außerhalb der Ursache-Wirkung-Kausalität, also von außerhalb des Raum-Zeit-Kontinuums in unsere Wirklichkeit einbrechend? Es müßten elementare Naturgesetze außer Kraft gesetzt werden, um auch nur den winzigsten Zufall möglich zu machen! Das gleiche gilt für „Notwendigkeit“: Dieselben Naturgesetze, die die völlige Willkür des Zufalls ausschließen, lassen ebensowenig den totalen Determinismus der Notwendigkeit zu. Selbst die Kosmologen rechnen in ihren kosmischen Urknall-Theorien nur mathematische Möglichkeiten, nicht unumgehbare Tatsachen aus. Das Universum kann immer noch auf vielerlei Weise entstanden sein, wie gut die Urknallhypothese auch durchgerechnet sein mag. Weder Gene noch Götter programmieren unser Leben in jeder seiner Nischen und Winkel voraus, weil selbst sie nicht die unendliche Zahl von Variationen vorhersehen können, in denen die Elemente der Welt sich miteinander vermischen. Diese Vermischung ist es, die den Fortgang der Welt ebenso wie unsere individuelle Existenz antreiben. Eine unbegrenzte Zahl von Einzelkräften verwirbelt, verdreht und verflucht sich zu einer Gesamtkraft, in der alle Einzelkräfte zwar enthalten sind, aber so stark verdünnt, daß sie sich selbst darin nicht wiederfinden. Das ist frustrierend für das Einzelne, sofern es einen Eigenwillen hat. Aber es bedeutet nicht, daß es keinen Eigenwillen hätte. Es bedeutet nur, daß wir unsere Macht nicht überschätzen sollten.

Unser Leben ausrechnen zu wollen, müßte prinzipiell nicht unmöglich sein. Aber es wäre eine Gleichung mit unendlich vielen Unbekannten. So gesehen ist „Schicksal“ ein rein quantitatives Problem.

Zufall ist ein Vorgang, über den wir zu wenig wissen, um die Regel darin erkennen zu können. Notwendigkeit ist ein Vorgang, über den wir viel zu wissen glauben, aber nicht genug, um die Freiheit darin erkennen zu können.

Charakter

Es wird oft gesagt, unser Charakter sei unser Schicksal. In einem begrenzten Sinne ist das richtig, denn der Charakter, verstanden als die Summe unserer geistigen Eigenschaften, bestimmt in der Tat ganz entscheidend unser Verhalten in der Welt, und dieses Verhalten wiederum unseren „Lebensweg“, unseren Platz und unser Fortkommen in der Gesellschaft. Die Gesellschaft, in der wir leben, hat Normen entwickelt und wird, um diese Normen aufrecht zu erhalten, ein den Normen konformes Verhalten belohnen, ein den Normen widersprechendes Verhalten bestrafen (beides sowohl direkt wie indirekt). Unser Charakter auf der anderen Seite enthält auch Eigenschaften und Verhaltensweisen, die von diesen Normen abweichen. Ein Charakter, der völlig mit dem vollständigen Normensatz der Gesellschaft übereinstimmt, ist eigentlich undenkbar. Und selbst wenn eine solche Monstrosität existierte, könnte dieser Zustand der Harmonie zwischen Außen und Innen nicht lange anhalten, denn die gesellschaftlichen Normen ändern sich ständig, der Charakter aber bleibt sich gleich. Selbst wenn also Jemand als Musterbeispiel eines angepaßten Staatsbürgers in die Welt geboren wird, kann es ihm passieren, daß er irgendwann im Laufe der Jahre zum Außenseiter wird, nicht weil er selbst moralisch degeneriert, sondern weil die Normen der Gesellschaft sich wandeln, manchmal in ihr genaues Gegenteil.

Natürlich umfaßt der Begriff „Schicksal“ noch weit mehr als nur gesellschaftlichen Erfolg oder Mißerfolg, insofern ist auch unser Charakter nur in begrenztem Sinne unser Schicksal. Er

erscheint uns allerdings manchmal wie eine lenkende Kraft, die ohne Beteiligung unseres Willens auf uns Einfluß nimmt, weil unser Charakter, sei er sanguinisch oder melancholisch, cholerisch oder phlegmatisch, bestimmte unserer Handlungen prädispositioniert, was dann auf uns wirkt, als hätte unser Bewußtsein keinen Anteil an solchen Handlungen. Tatsächlich aber kann hier von Determinismus keine Rede sein, da unser Charakter sehr wohl durch unseren Willen beeinflußt werden kann. Z. B. kann ein leidenschaftlicher Charakter sich zur Ruhe zwingen, ein ungeduldiger sich zur Geduld erziehen. Aber egal wie erfolgreich er darin auch sein mag, egal wie gut er sich „im Griff“ hat, ein leidenschaftlicher Charakter wird immer ein leidenschaftlicher Charakter bleiben und kann leidenschaftlich handeln, wenn seine Selbstkontrolle einmal nachläßt. Ein von Natur aus ruhiger Charakter wird solche Kontrolle nicht nötig haben, doch auf der anderen Seite wird er nicht ohne inneren Konflikt aus sich herausgehen, wenn dies sich einmal als nötig erweisen sollte. Und beide werden im Nachhinein Reue empfinden, der Leidenschaftliche, weil er der Leidenschaft nachgab, also in Übereinstimmung mit seinem Charakter handelte, der Ruhige, weil er leidenschaftlich, also gegen seinen Charakter handeln mußte. Es scheint unausweichlich, daß unser Charakter mit den Regeln und Gebräuchen unseres öffentlichen Daseins kollidiert, sei es äußerlich oder innerlich, in Form eines sozialen oder eines Gewissenskonflikts.

Charakter ist also das, was man den Eigensinn (in des Wortes eigentlicher Bedeutung) unserer Individualität nennen könnte. Der Begriff Individualität selbst ist noch weiter gespannt und umfaßt auch unsere körperliche Eigentümlichkeit und Einmaligkeit, die durch unsere Gene festgelegt und unser Immunsystem verteidigt wird. Charakter dagegen, als eine Summe geistiger Eigenschaften, hat nichts mit unserem Genom zu tun. Gene codieren Aminosäuren, sie codieren keine Verhaltensformen und Stimmungen. Wie könnte ein Gen festlegen, daß der eine in einer bestimmten Situation wütend, der andere ängstlich, der dritte beherrscht usw. reagiert? Hinter solchen Reaktionen stehen komplexe geistige Vorgänge, die von grundlegenden ethischen Überzeugungen bis zu momentanen Launen reichen, gefiltert durch Eigenschaften wie Stolz, Vorsicht, Selbstvertrauen, Unterwürfigkeit etc. Ein rein metaphysisches Geflecht also. Insofern können wir das Körperliche hier ganz beiseite lassen und uns auf den Charakter als Erscheinungsform unseres geistigen Bewußtseins konzentrieren.

Tiere haben Instinkte, die ihr Verhalten bestimmen. Menschen haben keine Instinkte, nicht einen einzigen. Das Wort wird metaphorisch oft benutzt, z. B. beim „Überlebensinstinkt“, aber in Wahrheit hat der Mensch nicht einmal etwas derart Fundamentales wie einen Überlebensinstinkt. Er hat nur Angst vor dem Tod, und diese Angst kann bei Gefahr so bestimmend werden, daß sie wie ein motorischer Reflex erscheint, in Wahrheit aber nicht denkbar wäre ohne die bewußte Reflexion unserer Sterblichkeit. Da uns also die Instinkte fehlen, brauchen wir eine andere Basis unseres Verhaltens, und dafür eben haben wir einen Charakter.

Aber haben nicht auch Tiere einen Charakter? Jeder Haustierbesitzer wird dem zustimmen; Hunde, Katzen, Pferde etc. sind Individuen mit persönlichen Merkmalen. Je höher entwickelt eine Tierart ist, desto mehr bricht sich in ihr eines der fundamentalen Prinzipien der Natur Bahn, das Prinzip der Diversifikation, das selbst bei Einzellern schon für individuelle Unterschiede (wenn auch nur auf molekularer Ebene) sorgt. Die Selbstbewußtwerdung des Menschen verstößt nicht gegen dieses Prinzip, sondern erfüllt es in einer Weise, die über die Grenzen der Natur hinausragt. Insofern liegt kein Widerspruch in der Feststellung, daß auch Tiere einen Charakter haben. Er erweitert sich beim Menschen allerdings exponentiell. Und die Frage bleibt natürlich, inwieweit wir beim Blick auf die tierische Seinsweise vermenschlichen, ihnen also einen Charakter zuschreiben, den sie vielleicht nur in unserer Wahrnehmung haben. Die Frage bleibt unbeantwortbar.

Der Charakter gerät, wie gesagt, immer wieder in Konflikt mit gesellschaftlichen Normen, weil sich hier widerstreitende Prinzipien verwirklichen: Das Natur-Prinzip der Diversifikation einerseits, das soziale Prinzip der Normierung andererseits. Eine Gesellschaft, egal wie sie sich organisiert, egal wie offen sie sich gibt, kann nicht existieren, wenn jedes einzelne ihrer Mitglieder nach der absoluten Entfaltung seiner Persönlichkeit streben würde. Es würde einen Zustand allgemeinen und unbegrenzten Bürgerkriegs bedeuten, mit genauso vielen Kriegsparteien wie Einzelpersonen. Der Individualismus muß also beschränkt werden, und diesem Ziel dienen alle Institutionen, die diese Gesellschaft entwickelt, mag sie es zugeben oder nicht. Alle staatlichen oder nichtstaatlichen Organisationen und Institutionen profitieren von einem Zustand der Vereinheitlichung, und sie alle befördern ihn auf die eine oder andere Weise. Bei einer derart geballten Frontstellung gegen das Individuum ist es überraschend, daß es überhaupt noch Individuen gibt. Und daß wir noch Charakter haben. Falls wir Charakter haben.

Die Erziehungsmethoden und -institutionen werden immer mehr standardisiert, wir alle durchlaufen dieselben Bildungsstationen von Kinderhort, Kindergarten, Schule und Universität, und die Lehrer, denen wir dort begegnen, sind nach staatlich standardisierten Prüfungsmethoden ausgesiebt, die ein standardisiertes *Curriculum* garantieren sollen. Politik, Justiz, Wissenschaft, Wirtschaft, Werbung, Kultur und Medien sorgen für einen standardisierten Wertekanon in einer standardisierten Gesellschaft mit standardisierten Bedürfnissen und standardisierten Restriktionen. Warum also, bei soviel Standardisierung, unterscheiden wir uns dennoch?

Es gibt dafür nur eine einzige logische Erklärung: Das Unterscheidende muß schon vorhanden sein, bevor die Standardisierung beginnt, da sich aus einem permanenten Standardisierungsprozeß keine Persönlichkeit entwickeln könnte, wenn es sie nicht schon gäbe. Und da die Standardisierung schon im Kleinkindalter beginnt, muß das Unterscheidende schon vor Beginn des Erziehungsprozesses da sein. Charakter muß also etwas Angeborenes sein. Wir sind im Moment unserer Geburt fertige Persönlichkeiten, und alles, was dann mit uns geschieht, baut darauf auf. Erziehung formt den Charakter nicht, sie schränkt ihn ein. Man kann auch sagen: sie verstümmelt ihn. Der Charakter selbst bleibt sich immer gleich. Erziehung kann nichts aus uns machen, was wir nicht sind. Sie kann uns höchstens hindern zu werden, was wir sind. Die eigentliche Formung des Charakters muß in den neun Monaten vor der Geburt geschehen. Doch da diese Zeit frei ist von irgendwelchen Sensationen und Konflikten, Brüchen und Wendungen, sondern nur ein kontinuierlicher, ebenmäßiger Wachstumsprozeß, kann der Charakter in dieser Zeit zwar wachsen, aber nicht entstehen. Sein Ursprung und Kern muß auf die Zeugung selbst zurückgehen. Wenn nicht sogar noch weiter zurück. Hier endet das Denken und beginnt das Mysterium.

Lernen

Und das Mysterium kontiniert in dieses Thema hinein. Lernen ist eine derart alltägliche Erscheinung, daß wir verlernt haben darüber zu staunen. Alle bisherigen Themen, vor allem Selbstbewußtsein, Willensfreiheit und Charakter, spielen schwächer oder stärker hinein in diese unsere Fähigkeit, uns geistig zu erweitern. Ob und wie das aber zugeht, hat noch niemand zufriedenstellend erklären können.

Zum einen: Gibt es überhaupt ein Lernen? Das alte Problem des hermeneutischen Zirkels: Daß der Mensch Selbstbewußtsein, Willensfreiheit und Charakter hat, ist nur möglich dadurch, daß er seinen individuellen Geist abgrenzt gegen alle anderen individuellen Geister. Wie kann aber ein solcherart in sich geschlossener Geist etwas Neues aufnehmen, ohne sich öffnen zu müssen, und wenn er sich öffnet, vernichtet er dadurch nicht seine Individualität, seinen Charakter, seine Willensfreiheit, sein Selbstbewußtsein, gleich Flüssigkeiten, die sich miteinander vermischen? Der Tropfen kann zum Ozean werden, aber nur dadurch, daß er aufhört Tropfen zu sein und sich mit Millionen anderer Tropfen vermischt. Wenn es also eine Bedingung seiner geistigen Existenz ist, daß er eine in sich geschlossene Monade bleibt, wie kann der Mensch sich dann öffnen, derart, daß er zum Lernen fähig wird. Oder ist Lernen in Wahrheit nicht die Aufnahme und geistige Integration fremder Ideen und Vorstellungen, sondern nur die sukzessive Freisetzung von Gedanken und Strukturen, die in unserem Geist versiegelt liegen, also nur die allmähliche Entdeckung des eigenen Geistes. Lernen wäre dann nicht die Erweiterung, sondern nur die Erkenntnis unseres Selbst. Hier wird der hermeneutische zum existentiellen Zirkel, denn das würde bedeuten, daß wir nichts lernen können, was wir nicht schon wissen. Dann gibt es nicht nur, wie die alten Philosophen bis Leibniz dachten, angeborene Ideen, sondern eine angeborene Welt in uns, die unser Geist nur entdecken und erkunden muß. Lernen ist dann also die Forschungsreise zu uns selbst, ein Erinnern dessen, was wir immer waren und hatten.

Zum anderen: Wenn es doch ein echtes Lernen gibt, also eine Erweiterung des Geistes von außen her, wie kann es den Widerstand der Individualität gegen alle äußeren Einflüsse überwinden. Daß es einen solchen Widerstand gibt, scheint eine unabdingbare Naturnotwendigkeit. Der Körper hat ein Immunsystem, mit dem er sich gegen äußere Einflüsse abschirmt und zur Wehr setzt, und daß es eine geistige Analogie zu dieser Körperfunktion geben muß, ist nur logisch, drückt sich hierin doch ein Naturprinzip aus, das Prinzip der größtmöglichen Diversifikation. Diese wäre unmöglich, wenn die Individualitäten zueinander offen wären, weil sie dann körperlich und geistig ineinander verfließen würden, was letztlich Unifikation statt Diversifikation hieße. Die Aufrechterhaltung unserer Individualität, unserer Persönlichkeit, unseres Charakters hat für die Natur absoluten Vorrang. Also muß sie bestrebt sein, Lernen (im hier gemeinten Sinne) zu verhindern.

Wir haben also die Wahl, uns ein Lernen vorzustellen, das nur aus uns selbst heraus möglich ist, damit aber auch in metaphysische Abgründe führt, aus denen unser Geist als von Anfang an fertige Entität heraufsteigen muß. Oder ein Lernen, das den Widerstand der Natur überwinden muß, um unseren Geist zu anderen Geistern hin zu öffnen. Diese Art „unnatürlichen“ Lernens scheint nicht unmöglich, wenn man bedenkt, daß der Mensch ja ein unnatürliches Wesen ist, ein Wesen, das zumindest mit seinem Geist aus der Natur herausragt, also mit diesem Teil auch nicht mehr natürlichen Gesetzen unterliegt. Die Erweiterung des Geistes zum Selbstbewußtsein schafft einen Raum, in dem wir anderen Geistern begegnen können, ohne uns selbst in ihnen zu verlieren. Das Selbstbewußtsein ist also vergleichbar dem Immunsystem des Körpers, nur ungleich stärker: Es muß das Fremde nicht vernichten, um sich dagegen zu schützen. Es kann Teile davon ablösen und ins eigene Selbst integrieren, ohne sich dabei zu desintegrieren (obwohl das vorkommt!).

Der Grund dafür ist, daß der Geist es nicht mit physischen Entitäten zu tun hat, wie der Körper, der Krankheitserreger zu bekämpfen hat. Es geht beim Lernen um geistige Konzepte, abstrakte Strukturen. Der Mensch lernt, indem er ein Problem abstrahiert und es dadurch von seinem physischen Körper abtrennt. Das unterscheidet es von dem Lernen höherer Tierarten, etwa dem Gebrauch von Steinen zum Öffnen von Nußschalen bei einigen Affenarten. Dieser Gebrauch ergibt sich aus der Körperlichkeit von Stein und Nuß, deren logisches Verhältnis

zueinander (Stein zerbricht Nuß) der Affe sehr wohl erkennen kann. Wird der Stein aber zum Schaber oder Messer bearbeitet, setzt das voraus, daß der Stein geistig abstrahiert wird: Welche Sorte Stein ist geeignet, wie muß er bearbeitet werden, wozu kann er bearbeitet werden, wie kann das bearbeitete Produkt eingesetzt werden etc. Man hat eine geistige Vorstellung des Steins und seiner Möglichkeiten, ehe man sich daranmacht ihn zu bearbeiten, man seziiert und transformiert ihn in seiner Vorstellung und wählt dann diejenige Möglichkeit, die man ausführen will. Der Stein erfährt eine imaginierte Erweiterung, aus einem Ding wird die Möglichkeit von Dingen. Der Affe kann den Gebrauch des Steins an seine Nachkommen weitergeben, aber nur als Faktum des Steins. Der Mensch dagegen lernt, daß der Stein Möglichkeiten enthält, die entfaltet werden können, und diese Möglichkeitsform der Dinge geht allem rein Handwerklichen voraus. Die Eigenart menschlichen Lernens liegt also im Konjunktiv.

Leid

Zur Eigenart menschlichen Seins gehört auch, daß alle seine Empfindungen geistiger Art sind, und zwar ausdrücklich auch diejenigen, die auf körperliche Sinneswahrnehmungen zurückzuführen sind. Um es noch präziser zu sagen: Es gibt im menschlichen Bewußtsein keine rein körperliche Wahrnehmung. Alles, was uns durch Auge, Ohr, Nase, Zunge oder Haut zugeleitet wird, durchläuft den Filter des Geistes, bevor es empfunden wird. Sexuelle Attraktion wird z. B. in Interesse oder Zuneigung umgewandelt, physische Bedrängung in Angst, der Anblick dunkler Gewitterwolken in Sorge. Jede Wahrnehmung wird nicht als bloße Information weitergegeben, sie erhält vielmehr einen geistigen Raum, in dem sie sich ausbreiten und bewegen kann; in diesem Raum reflektiert das Bewußtsein über das Wahrgenommene und setzt es zu sich selbst in Beziehung. Der Mensch ist ein völlig egozentrisches Wesen. Es gibt nichts, was ihn nicht kümmern würde, nichts, was er nicht auf dem Grund seiner Ichheit betrachten würde. Seine Weltsicht ist durch und durch subjektiv, was die unmittelbare und notwendige Folge seiner Selbstbewußtwerdung ist. Im Vergleich dazu sind Tiere objektive Wesen, deren Wahrnehmung zwar auch auf das eigene Wohlergehen gerichtet ist und konsequent ausspart, was dazu nicht wahrgenommen werden muß, diesen Zweck aber auch durch reine Körperwahrnehmung erfüllen können, indem sie instinktiv auf das Wahrgenommene reagieren.

Der Unterschied zeigt sich nirgendwo konsequenter als im Phänomen des Leidens. Dieser Begriff ist in der menschlichen Geistesgeschichte ganz zentral. Die Beschäftigung mit ihm hat die erschütterndsten Dichtungen und die weisesten philanthropischen Ideen hervorgebracht, und der moderne Sozialstaat ist aus der Auseinandersetzung mit ihm hervorgegangen. Und doch, obwohl seit Jahrtausenden die Besten der Menschheit das Leid bekämpfen und ganze Epochen sich das Ziel setzten, die Leiden der Menschheit zu beenden, ist das in einem geradezu kläglichen Maße mißlungen. Im Gegenteil scheint es so, als würden immer neue Leiden aus dem Boden schießen, wie wenn neues Unkraut wächst, wo man das alte gejätet hat. Niemand z. B. wird bestreiten wollen, daß die Medizin in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten ungeheuere Fortschritte gemacht hat und inzwischen Krankheiten kurieren kann, die äonenlang für unheilbar galten. Dennoch werden die Wartezimmer der Ärzte von Jahr zu Jahr voller, die Anmeldefristen bei Fachärzten länger, und in Krankenhäuser müssen Betten auf dem Gang stehen, weil die Zimmer überfüllt sind. Und das liegt sicher nicht nur daran, daß die Patienten immer hypochondrischer werden oder die medizinische Forschung immer neue Krankheiten erfindet, die Krankheit zu nennen vorher Niemandem eingefallen wäre. Es scheint vielmehr sogar so, als ob neue Heilungserfolge neue Möglichkeiten des

Leidens eröffnen würden. Je mehr z. B. sich unser Leben verlängert, weil wir nicht mehr in mittleren Jahren an den altbekannten Leiden sterben, desto mehr müssen wir uns mit den Erscheinungen hohen Alters, wie Demenz, MS oder Parkinson, auseinandersetzen, und desto mehr stellt sich die mit herkömmlicher Moral nicht mehr zu lösende Frage, wie ein Leben, das maschinell endlos verlängert werden kann und gerade deshalb nur wie ein endloses Leiden erscheint, würdig beendet werden soll. Gibt es überhaupt einen Weg, das Leid endgültig zu besiegen, wenn alle Bemühungen der Menschheit dazu bisher nicht ausgereicht haben?

Die Antwort ist einfach: Nein. Das Leid wird nicht besiegt werden, und es wird nicht enden. Aus dem einfachen Grund, weil es Teil der menschlichen Existenz ist. Tiere, um noch einmal auf diesen Gegensatz zurückzukommen, empfinden Schmerzen, aber kein Leid. Der Schmerz ist die körperliche Reaktion auf eine physische Sensation. Er dauert so lange an, wie die Nerven schmerzlich gereizt werden, und endet, wenn diese Reizung endet. Darüber geht er nicht hinaus. Der Mensch empfindet Leid, weil der Schmerz in einen geistigen Raum transponiert wird, den das Tier nicht hat, einen Raum, den erst das menschliche Bewußtsein erschafft. In diesem Raum weitet er sich über die rein körperliche Sphäre aus. Der Mensch, der Schmerz empfindet, fragt sich, was die Ursache des Schmerzes ist, ob etwa seine eigenen – körperlichen oder moralischen – Handlungen ihn herbeigeführt haben, wie er ihn behandeln könnte, und wenn er verschwindet, ob er wiederkehren wird und wie er dem vorbeugen könnte. Seine Imagination läßt den Schmerz nicht bloßen Schmerz sein, sondern sich in Zeit und Raum solange ausdehnen, bis er das ganze Dasein in Anspruch nimmt und die Wahrnehmung den Schmerz sogar dann sucht, wenn er gar nicht vorhanden ist. Dieser durch Geisteskraft erweiterte Schmerzraum ist das Leid.

Der Geist erschafft sogar ein Leid, das der Körper gar nicht kennt. Das Leid etwa, das das Leid eines anderen Menschen uns verursacht, also Mit-Leid. Das Leid, das der Tod eines geliebten Menschen uns verursacht, also Trauer. Das Leid, das die Sorge um unsere Existenz uns bereitet, also Kummer. Das Leid, das ein Verstoß gegen unsere ethischen Prinzipien uns verursacht, also Empörung. Dieses Leid ist rein geistiger, spiritueller, metaphysischer Art, es hat keine körperliche Basis, es beruht auf unserer Vorstellungskraft, auf Antizipation und Empathie, also die Ausdehnung unseres Selbst in Raum und Zeit und Gedanken. Wir fühlen in einem Raum, der die physischen Grenzen unseres Körpers weit überschreitet, und dieses Fühlen ist Leiden, weil wir diesen geistig erweiterten Raum nicht auf die gleiche Weise beeinflussen können wie unseren Körper. Diesen können wir aus der Zone des Schmerzes zurückziehen, oder es wenigstens versuchen, den Geist-Körper dagegen können wir nicht so einfach vor Mitleid, Trauer, Kummer, Empörung in Sicherheit bringen, denn die geistige Sphäre zu verlassen, in der diese sind, hieße den Geist selbst verlassen, wäre also geistiger Selbstmord. Ja, es wäre sogar zu fragen, ob das Leiden nicht sogar nötig ist, um die Geisteskräfte zu entwickeln und in Bewegung zu erhalten. Wenn das Leiden mit dem Menschsein verbunden ist, würde das Leiden beenden gleichzeitig bedeuten, das Menschsein zu beenden. Darum haben alle Religionsgründer und alle großen Denker nicht das Ende, sondern nur die Beherrschung des Leids zum Ziel gehabt. Denn mehr kann der Mensch in bezug auf das Leid nicht erreichen.

Gut und Böse

Dieses Begriffspaar ist die zentrale Achse, um die herum sich menschliche Gemeinschaften aufbauen. Vom steinzeitlichen Stamm bis zum modernen Staat rechtfertigt sich die Existenz einer jeden Gesellschaft hauptsächlich darüber, das Gute zu belohnen und das Böse zu

bestrafen, ihre Mitglieder vor Letzterem zu beschützen und Ersteres aufrecht zu erhalten. Alle Art von Rechtsetzung und -sprechung beruht darauf, und es gibt keine Gesellschaft ohne eine solche. Das Zusammenleben von Menschen wäre undenkbar ohne Begriffe von Gut und Böse, die festlegen, wie man sich zum Anderen verhalten darf und soll, bzw. nicht darf und nicht soll. Auch das Wort Gerechtigkeit, das noch jeder Kultur, von der wir Zeugnis haben, als höchstes Ideal vorschwebte und das in etwa die Bedeutung meint, die jedem einzelnen menschlichen Leben im Verhältnis zur Gesamtheit der Menschen zugesprochen wird, wäre undenkbar ohne ein ethisches Fundament.

Das Problem ist allerdings, daß gerade dieses Fundament alles andere als fundamental ist. Denn Gut und Böse sind keine absoluten Begriffe. Ihre Definition unterliegt einem ständigen Wandel, sie sind wie Wanderdünen, die vom Wind unablässig vorangetrieben werden und auf ihrem Weg Siedlungen unter sich begraben, die vorher in ihrem Windschatten lagen. Auf sie zu bauen, heißt auf Treibsand bauen. Was heute gut ist, kann morgen böse sein, und umgekehrt. Der Zeitgeist, wandelbar wie Frauenmode, wechselt ständig seine Favoriten und stürzt heute den in den Abgrund, den er gestern noch umschmeichelt hat. Um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen, war es unter den progressiven Intellektuellen noch zu Beginn der 1980er Jahre Konsens, daß Sexualität mit Minderjährigen nicht verwerflich, sondern etwas Gutes sei, und auf der Agenda der sexuellen Revolution, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Welt von einer als Böse erkannten repressiven Sexualmoral zu befreien, stand die Legalisierung von Pädophilie obenan und wurde als logische Fortführung einer Linie begriffen, die mit der Legalisierung von Homosexualität erfolgreich begonnen worden war. Eltern, Lehrer und andere Erziehungsberechtigte, die sich an ihren Schutzbefohlenen vergingen, konnten im sicheren Gefühl handeln, den Zeitgeist auf ihrer Seite zu haben, konnten oder brauchten also nicht glauben, etwas Böses zu tun.

Der Wechsel kam Mitte der 80er Jahre, und mit einer Raschheit und Radikalität, nicht bloß graduell, sondern fundamental, bildlich gesprochen um 180 Grad, daß er einige (und einige auch unschuldig) ins Gefängnis gewirbelt hat, ohne daß man ihnen Gelegenheit gegeben hätte, sich der neuen Situation (will sagen den neuen Werten) anzupassen. Das Wort Pädophilie wird seitdem, als zu beschönigend, kaum noch benutzt, und der Kinderschänder ist zum Inbild des puren Bösen geworden. Ähnlich wurde das Wort Adliger in der französischen Revolution zum Brandmal und genügte, diejenigen zum Schaffott zu führen, die vorher in ihren Palästen ihre Privilegien genossen hatten, oder das Wort Jude genügte von einem Moment zum anderen, rechtloses Opfer einer staatlichen Vernichtungsmaschinerie zu werden. Die geschichtliche Beispielsammlung läßt sich beliebig erweitern, und auch die Zukunft wird ihr Teil noch dazu beisteuern.

Die Konsequenzen müssen nicht immer derart dramatisch sein wie in den angeführten Beispielen, sie können auch leiser und unscheinbarer auftreten, wie etwa kürzlich, als der Handel mit dem Tropenholz Fernambuk international verboten wurde, das aber für den Bau von Geigenbögen unverzichtbar ist, wodurch die Zunft der Bogenbauer fast vernichtet worden wäre, hätte sich nicht noch eine politische Lösung des Problems gefunden. In diesem Beispiel hat ein Wechsel im ökologischen Bewußtsein, wodurch ein Tropenbaum als gefährdete Art betrachtet wurde, dazu geführt, daß eine zahlenmäßig zwar unbedeutende, aber moralisch hochehrenwerte Berufsgruppe plötzlich im moralischen und rechtlichen Abseits stand.

Es ist hier nicht der Platz, die (gesellschaftspolitischen) Gründe für einen solchen abrupten Wechsel zu untersuchen, oder die medialen Mittel, mit denen er durchgeführt wird, noch weniger, ob er zu Recht oder zu Unrecht vollzogen wurde. Es geht nur um die Feststellung, daß ein solcher Wechsel möglich ist, denkbar abrupt und denkbar radikal. Man fühlt sich an

die mittelalterliche Vorstellung vom Rad des Schicksals erinnert, das die Menschen aus der Niedrigkeit in die Höhe hebt, aber bei nächster Gelegenheit wieder in den Abgrund stürzen läßt, mit dem Unterschied allerdings, daß statt der Höhe des Glücks die Höhe der moralischen Rechtllichkeit gemeint ist, und daß es nicht ein blindes Schicksal ist, daß das Rad bewegt, sondern durchaus benennbare soziale Kräfte (die aber ähnlich blind sein mögen). Man fragt sich also, wie etwas so Schwankendes wie unsere Begriffe von Gut und Böse ein Fundament abgeben können für unsere gesellschaftliche Existenz. Ist es möglich, moralische Werte tiefer zu begründen, als nur über Zeitgeist und Mode?

Wie immer, wenn es um humane Werte geht, hilft uns der Blick in die Natur nicht weiter. Denn die Natur kennt keine moralischen Werte. Es gibt keine guten oder bösen Elemente, kein gutes oder böses Gras, keinen Stein, kein Moos, keinen Wurm, keine Wolke, keinen Regen, keines von alledem, das den Willen hegte, gut oder böse zu handeln. Die Katze, die mit der Maus spielt, glaubt nicht böse zu handeln, und die Maus glaubt nicht, daß ihr Böses von der Katze widerfährt; der Mensch selbst schaut dem Spiel zu, ohne an Böses zu denken. Sogar Erdbeben oder Vulkanausbrüche werden keinen bösen Kräften im Erdinnern mehr zugeschrieben, seit die Theorie der Plattentektonik entwickelt und anerkannt wurde, noch suchen wir die Gründe für eine tödliche Seuche beim Zorn Gottes auf die sündige Menschheit, seit Virologen die Identifizierung der Krankheitskeime übernommen haben. Von Sternen und Steinen bis hin zu Wasserpflanzen und Säugetieren hat nichts in der Natur eine Moral. Soweit wir das Universum ermessen können, gibt es in diesem Universum nur ein Wesen, das von Gut und Böse weiß, und das ist unsere eigene Gattung, der Mensch.

Daraus folgt, daß Gut und Böse nicht wirklich existieren, denn sonst müßten sie auch in der Natur vorhanden sein. Sie sind nicht real, sie sind nur Anschauungsweisen, die allein vom Blick des Menschen wahrgenommen werden. Sie entstammen also den Tiefen dessen, was den Menschen ausmacht, seiner grundlegenden Gespaltenheit in Geist und Seele, aus dessen Ineinander-Reflektieren das menschliche Selbstbewußtsein entsteht, das in Reaktion auf seine innere Dualität, sein unablässiges Sichselbstbespiegeln die Begriffe von Gut und Böse erschafft, um darin einen Grund und Anhalt für sich zu finden. Kein anderes Wesen hat dies nötig, weil kein anderes Wesen so in sich gespalten ist. Kein anderes Wesen denkt über sich selbst nach (und das auch noch ununterbrochen!). Selbst Gott kann nichts von Gut und Böse wissen, da wir ihn uns als ungespaltenes, in sich einigtes Bewußtsein vorstellen müssen, das jenseits aller Dualität ist, so wie die Natur diesseits aller Dualität ist.

Der beste Beweis dafür, daß Gut und Böse nur innere Vexierbilder sind, ist die Beobachtung, daß niemand sich selbst für böse hält. Selbst die größten Massenmörder der Geschichte, die Schlächter des Menschengeschlechts, die wütendsten Bluthunde der tödlichsten Ideologien, haben sich selbst keineswegs so gesehen, und in ihrer Zeit auch Grund gefunden sich nicht so zu sehen. Sie hatten ein reines Gewissen. Sie glaubten Gutes zu tun, oder schlimmstenfalls Böses zu tun, um Gutes zu erreichen, und nur ein gewandelter Moralbegriff hat sie nachträglich ins Unrecht gesetzt. Der Mann, der, wie Shakespeares Richard III., die Bühne betritt mit dem Entschluß, ein Bösewicht zu werden, existiert nur in der Literatur, nicht im Leben. Shakespeare hat seinen Irrtum später erkannt und mit dem Macbeth eine viel wahrheitsgetreuere Figur erschaffen, die dem Bösen verfällt, ohne das Böse zu wollen. Trotzdem, das Charisma solcher eindimensionaler Schurkenfiguren bleibt, und Nachgeburtens dieses Richard geistern weiterhin durch die mehr oder weniger populäre Kultur. Es ist so angenehm, das Böse auf Anhieb erkennen zu können, auch wenn das nicht unserer Lebenserfahrung entspricht.

In Wahrheit enthält jede Handlung die Anlage zum Guten wie zum Bösen, und es kommt nur auf das Auge des menschlichen Betrachters an, als was sie erscheint. Für die Natur ist nicht einmal ein Massenmord ein Verbrechen, denn sie selbst hat schon zu viele Genozide auf dem Gewissen, als daß sie sich ein Gewissen daraus machen würde, oder auch nur könnte. Daß der Mensch sich ein Gewissen (ein gutes oder schlechtes) aus seinen Taten macht, liegt daran, daß jede einzelne Tat für uns – und nur für uns – einen Januskopf hat, aber nur aus einem Augenpaar blicken und nur aus einem Mund sprechen kann. Jede Tat hat ihr Gegenteil in sich, und kann doch nur einmal zur Handlung werden. Die ungetane Seite der Tat bleibt als Möglichkeit zurück und zwingt uns zum ständigen Vergleich dessen was wir getan haben mit dem, was wir hätten tun können. Daraus resultiert Reue (Auch etwas, das nur Menschen kennen!) und aus der Reue der Wunsch, vorher wissen zu können, ob das Ergebnis unserer Taten gut oder böse ist. Und aus diesem Wunsch entsteht Moral, also die Illusion von Gut und Böse. Eine Illusion, auf die wir nicht verzichten können, wenn wir die Qual der Willensfreiheit ertragen wollen. Uns selbst für gut halten zu können, ist das Hauptziel unseres Lebens, und wir biegen die Begriffe von Gut und Böse solange hin und her, bis uns das möglich ist.

Tod

Von allen Antagonismen, die die menschliche Existenz prägen, ist der zwischen Leben und Tod zweifellos der fundamentalste, denn nichts stellt die Existenz mehr in Frage als die Möglichkeit der Nichtexistenz. Alles, was wir tun, denken und meinen, von den größten zu den kleinsten Dingen, ist davon beeinflusst, wenn auch meistens, ohne daß wir uns dessen bewußt werden. Wir empfinden die Welt nur durch uns Selbst, aber wenn dieses Selbst selbst vergänglich ist, wenn also das Wahrnehmungsorgan flüchtig ist, was ist dann mit dem Wahrgenommenen? Müßte das dann nicht noch flüchtiger sein? Müßte dann die Welt nicht aufhören, bevor wir aufhören? Und doch tut die Welt uns die ungeheuerliche Kränkung an, weiterzuexistieren, auch nachdem wir gestorben sind. Wir können sie dafür nicht lieben, wir streiten ununterbrochen gegen sie in der unerfüllbaren Hoffnung, ihr einmal Unsterblichkeit abtrotzen zu können. Doch da wir das nicht erreichen können, träumen wir – als stille Rache – vom Ende der Welt. Das erklärt unsere Vorliebe für Apokalypsen. Keine Kultur ohne ihre eigenen Weltuntergangsprophezeihungen! Tod der Welt, ehe sie uns töten kann!

Das eigentliche Problem ist die Undenkbarkeit des Todes. Wir sind, durch unseren Geist, definiert als Wesen, die begreifen, die Welt intellektuell erfassen wollen. Wir können gar nicht anders, als uns Begriffe zu erschaffen von dem, was uns umgibt. Ob diese Begriffe unvollständig, unvollkommen, unpräzise oder schlichtweg falsch sind, ist dabei gar nicht so sehr von Bedeutung. Die Notwendigkeit, Begriffe zu haben ist weitaus größer als die Gewißheit, daß sie richtig sind. Sind nur Begriffe da, kann der Geist sich auch überreden, sie für richtig zu halten. Nur gänzlich ohne Begriffe zu sein, das ist unerträglich für uns! Wir brauchen sie, um uns in der Welt halten zu können, sie sind die Anker, mit denen wir Grund bewahren.

Der Tod dagegen ist grundlos. Er ist da, soviel ist sicher, doch darüber hinaus haben wir keine Anhaltspunkte, was er ist. Die Grenzen unserer Wahrnehmung sind hier definitiver und undurchdringlicher als in jedem anderen Bereich der Wahrnehmung und des Denkens. Und gerade deshalb wird nirgendwo deutlicher, daß und in welchem Ausmaß wir intellektuelle, d. h. geistbestimmte Wesen sind, denn statt uns abzufinden mit der simplen Naturtatsache, daß unsere Existenz endet und daß wir über diesen Punkt mit all unserer Beobachtungs- und

Deduktionsgabe nicht hinaus kommen können, setzen wir alles daran, das Undenkbare zu denken, und begraben diese Singularität unter den ungeheuerlichsten, fantastischsten und unbegründetsten Denk- und Wissensgebäuden, die doch in Wahrheit nur die Mausoleen unseres Unwissens sind. Die Menschheit, als ihrer selbst bewußte Gattung, beginnt in dem Moment, da sie des Todes ansichtig wird. Daher ist es auch kein Zufall, daß die ersten Artefakte menschlicher Zivilisation Gräber sind, wie es auch kein Zufall ist, daß wir das meiste, was wir über vergangene Kulturen wissen, aus ihren Grabbeigaben und Begräbnisriten erschließen. Das Tier denkt nicht an den Tod. Selbst wenn es von einem Raubtier überfallen und gefressen wird, denkt es noch in seinen letzten bewußten Momenten nicht, daß es sterben wird, es denkt nur den Schmerz, den es leidet, aber nicht, daß mit diesem Schmerz seine Existenz aufhören wird. Wir dagegen sterben die sprichwörtlichen tausend Tode, lange bevor der Tod dann wirklich kommt. Und wenn er kommt, dann haben wir ihn schon so oft gedacht, daß wir in ein Grab des Todesgedenken gelegt werden. Aus der Mitte unserer Existenz heraus denken zu können, daß wir nicht existieren könnten, ist uns so undenkbar, daß wir einen Großteil unserer kulturellen Energie darauf verwenden, mit diesem Gedanken fertig zu werden.

Bei weitem sind es nicht nur die Religionen, die ein Bild des Todes zu imaginieren versuchen, sondern auch durchaus weltliche Denker sind damit beschäftigt. Vielleicht sogar noch mehr, denn umso materialistischer eine Denkschule ist, umso größer die Herausforderung des Todes. Wer sich einen Gott denken kann, der kann sich zur Not auch einen Tod denken, den er im Schoß seines Gottes verträumt, bis er zu einem neuen Leben erwacht. Wer aber nur die Materie hat, was soll der aus dem Tod machen? Er sieht den Körper zu Asche werden und muß folgerichtig glauben, daß auch der Geist ins Nichts zerstäubt (an die Seele glaubt er ohnehin nicht, was die Dinge für ihn vereinfacht). Nur was dieses Nichts eigentlich sei, das kann er nicht sagen. Wenn das Nichts als das Gegenteil (bzw. das Nicht-Sein) der materiellen Welt gedacht wird, dann muß dieses Nichts ein Raum sein, der kein Raum sein kann, eine Zeit, die keine Zeit sein kann, in dem also die Naturgesetze nicht existieren – was aber gerade der materialistischen Grundauffassung von der Allgegenwart der Naturgesetze widerspricht. Das Nichts als ein Etwas, in dem die Gesetze des Etwas nicht gelten, würde andere Gesetze erfordern, und eine andere Wissenschaft, sie zu erforschen, die auf gänzlich anderen Fundamenten ruhen müßte, als die Wissenschaft des Diesseits. Die Materialisten wollen ein Rätsel wegerklären, indem sie ein anderes, nicht viel weniger kleines an seine Stelle setzen. Das ist nicht wirklich ein Zeichen von Intelligenz.

Diejenigen, die an ein Leben nach dem Tod glauben, haben zumindest den Vorteil, daß ihr Konzept einfacher ist und keine neue Wissenschaft, keine andere Wirklichkeit erfordert als die, die wir kennen. Es mag naiv sein zu glauben, der Tod sei nur eine Tür, durch die wir hindurch gehen, um auf der anderen Seite mehr oder weniger das gleiche vorzufinden, wie auf dieser. Aber immerhin hat dieser Gedanke eine gewisse Logik für sich, was man von den Nichts-Gläubigen nicht sagen kann.

Unsere dreifaltige Existenz aus Körper, Geist und Seele schafft uns dieses Problem mit dem Tod. Wir wissen aus der Anschauung, daß der Körper nach dem Tod verfault, zerfällt und vergeht. Wir wissen aus der einfachen Beobachtung unserer Selbst aber auch, daß der Mensch mit dem Körper nicht identisch ist, daß unser Geist sich von ihm lösen kann (wie es jede Nacht im Traum geschieht), und einfache Logik sagt uns, daß etwas, daß nicht an Materie gebunden ist (wie es mit Gedanken und Gefühlen der Fall ist), auch nicht an die Vergänglichkeit der Materie gebunden sein sollte. Der Gedanke, daß etwas von uns bleibt, auch ohne materiellen Träger dieses Bleibenden, ist so naheliegend, daß jeder ohne fremde Hilfe darauf kommen kann, und daß die ersten, die vor vielen tausend Jahren zum erstenmal

einen ihrer Artgenossen mit einem bestimmten Begräbnisritus in den Tod verabschiedeten, nur von diesem Gedanken inspiriert gewesen sein können. Ein Gedanke, der so einfach, so naheliegend, so zwingend logisch ist, daß es keine menschliche Kultur gibt, die nicht von selbst darauf verfallen wäre, kann zumindest von sich behaupten, daß er alle Wahrscheinlichkeit der Welt auf seiner Seite hat.

Nun ist aber in der Trias des menschlichen Seins nicht nur der Körper, sondern auch der Geist der Zeitlichkeit unterworfen. Er hat einen Anfang, der irgendwo im Moment der Zeugung liegen muß, und obwohl er mit dem Charakter einen festen Kern entwickelt, verändert er sich doch, und da er sich verändert, ist es schwer vorstellbar, daß er ewig weiterbesteht, denn das Ewige sollte – bis zu einem gewissen Grad – unveränderlich sein. Es gibt viele, mehr oder weniger glaubwürdige, manchmal sogar erstaunlich gut belegte Erzählungen über Geister, die sich einigen medial begabten Menschen vermitteln können. Die Richtigkeit dieser Erzählungen einmal vorausgesetzt, scheint dies aber nur für eine gewisse Periode zu funktionieren, bestenfalls einige Jahrhunderte. Geschichten über Geister, die sich aus der Antike oder Vorzeit gemeldet hätten, sind mir jedenfalls nicht bekannt. Man kann also, und vielleicht nur in bestimmten, charakterlich außerordentlichen Fällen, von einer Übergangsphase ausgehen, in der der Geist, trotz fehlender materieller Basis, noch als individuelles Bewußtsein existiert und an einigen Gedanken und Erinnerungen festhält. Doch früher oder später hört der Geist auf zu existieren, und das Individuum, das wir jetzt sind, ist nicht mehr. Dieser Moment scheint nicht übereinzustimmen mit dem Tod des Körpers, folgt ihm aber doch in einigem Abstand.

Was dann noch bleibt, ist Seele, und nur Seele, denn wir wissen, daß die Seele der unsterbliche Teil in der Dreiheit unseres Selbst ist. Die Seele aber hat keine Individualität, da sie kein Einzelnes ist. Unsere Persönlichkeit, unser Charakter, unsere geistigen Erwerbungen und Erinnerungen sind dann fort, aber ein Abdruck von all dem, wie schwach auch immer, muß in der Seele zurückbleiben. Daraus erklären sich Phänomene eines kollektiven Bewußtseins (was vielleicht dasselbe ist, was Platon unter dem Begriff *anamnesis* versteht und Leibniz mit angeborenen Wahrheiten meint). Das meiste von uns stirbt also wirklich, in dem Sinne, daß es unwiderbringlich verloren geht. Ein Hauch aber bleibt, und vermischt sich mit dem Universum.

Grund aller Dinge

Die bisherigen Fragen konnten oft nur mit dem einschränkenden Hinweis auf die Begrenztheit der menschlichen Erkenntnisbefähigung beantwortet werden. Das ist hier nicht mehr nötig, denn jedes empfindungsfähige Wesen empfindet, daß es einen Grund seiner Empfindung, seines Wesens, seiner Existenz, seines Seins in der Welt geben muß, es empfindet dies nicht mit seinen Sinnen, nicht mit seinem Verstand, sondern mit dem Gesamten seiner Wesenheit, ein Empfinden, das elementarer ist als motorische Reflexe oder Instinkte, das vielmehr mit dem Leben selbst gegeben ist. Am ehesten ist es noch mit der Hintergrundstrahlung des Universums vergleichbar, immer präsent, und gerade deshalb kaum je zu spüren, außer wenn man das Leben selbst spürt.

Damit könnte dieser Abschnitt geschlossen werden, wenn es nicht um das Humane ginge. Und das Besondere des Humanen ist, daß es von einem Wesen handelt, dem nichts selbstverständlich ist und das vollkommen unwissend auf die Welt kommt, selbst unwissend über Dinge, die alle anderen Wesen des Universums wissen, und dessen Tragik gerade darin

liegt, daß alle seine Bemühungen, sich Wissen anzueignen, zu immer größerem Unwissen führen. Der Mensch ist – soweit wir wissen – das einzige Wesen im Universum mit einer hoffnungslos isolierten Position zwischen Natur und Geist, die es ihm unmöglich macht, sich in *einer* Sphäre allein heimisch zu fühlen, aber ebenso unmöglich, *beide* zu umfassen. Die Mittel, die er anwendet, um seine Isolation zu überwinden – ob er auf Vernunft setzt oder auf Offenbarung hofft – bewirken meist das Gegenteil und isolieren ihn nur noch mehr vom Grund aller Dinge.

Er kann diesen Grund Gott nennen, wenn es nur darum geht, dem Namenlosen einen Namen zu geben, damit man doch weiß, wovon man redet. Aber die Neigung des Menschen sich alle Dinge anzuzähneln, führt allzu rasch dazu, sich Gott in Menschengestalt zu denken, mit Leib und Gliedern, einem Geschlecht und einem Gesicht, Gedanken, Gefühlen und Stimmungen, Leidenschaften, Neigungen und Abneigungen, und das bedeutet, das Göttliche in einen Käfig zu sperren, in dem es ersticken muß. Man muß sich vielmehr ein Wesen denken, das vor aller Wesenheit existiert; das *nicht* existiert, weil nur Wesen mit einem Anfang und einem Ende ihrer Existenz existieren, und dieses wesenlose Wesen keinen Anfang und kein Ende haben kann, also nicht *existiert*, sondern nur *ist*; ein Wesen, das ist, ohne zu handeln, und doch handelte, indem es die Welt erschuf; ein Wesen, das die Welt nicht erschuf, weil dazu ein Entschluß ebenso nötig ist wie eine Kraft, und ein ewiges endloses Wesen beides nicht haben kann. Seine Vorstellungskraft scheitert an einem Etwas, das alles Etwas hinter sich läßt, über allem Etwas, vor allem Etwas, hinter allem Etwas liegt und alles Etwas durchdringt.

Versucht er es mit seiner Vernunft, scheitert er noch kläglicher. Denn die Vernunft kann nur *erfassen*, was sie *umfassen* kann, was also kleiner ist als sie selbst. Für das größere ist sie blind; sie sieht es nicht nur nicht, sie will es nicht einmal sehen, denn sie ist von ihrer Art her egozentrisch und diktatorisch, sie glaubt sich allein als geistige Kraft und will nicht wahrhaben, daß es andere geistige Kräfte neben ihr gibt, die anders als sie sind und arbeiten, ohne deshalb niedriger in ihrer Erkenntnisfähigkeit zu stehen. Die Arbeitsweise der Vernunft ist die Sektion, sie zergliedert die Dinge, um sie zu verstehen. Das ist die richtige Methode bei Dingen, die sich durch Zergliederung verstehen lassen, aber kaum wirksam bei Dingen, die nicht zergliederbar sind – wie es der Grund aller Dinge notwendigerweise sein muß. Hätten wir nur unsere Vernunft, wir wüßten gar nichts von Dingen, die größer sind als wir selbst. Zum Glück haben wir auch Empfindungen, die in einem Moment Dinge erfassen können, die die Vernunft in tausend Jahren nicht begreifen würde. Oft empfinden wir etwas und finden erst nachträglich die rationalen Gründe dafür, doch selten wird die Vernunft auf analytischem Wege nicht auch Gründe für das finden, was das Gefühl in *einer* geistigen Bewegung für richtig erkannt hat. Beide Denk-Arten kommen also auf unterschiedlichem Wege oft zum gleichen Ergebnis.

Was den Grund aller Dinge angeht, haben auch wir, wie alle anderen Wesen, mit dem Gefühl unserer Existenz zugleich das Gefühl, daß diese Existenz nicht im Leeren schweben kann. Dieses nicht teilbare, nicht hintergehbare, nicht erfragbare Gefühl hat dafür gesorgt, daß jede Kultur in jeder Zeit an jedem Ort unabhängig voneinander ein Konzept von Göttlichkeit hervorgebracht hat. (Dies allein wäre schon Gottesbeweis genug, wenn man denn überhaupt von Phänomenen ausgehen darf, um auf wirkende Kräfte zu schließen.) Nun tritt aber beim Menschen die Vernunft hinzu und versucht zu analysieren, was er nicht analysieren kann. Das Ergebnis kann nur Splitterwerk sein. Daher kommt es, daß jede Kultur ihren eigenen Mythos und ihr eigenes Gottesbild hervorbringt. Von einem unendlich großen Felsen schlagen wir mit einem stumpfen Meißel kleine Bröckchen ab, und wenn uns einer davon in Händen bleibt, behaupten wir, das sei Gott. Es hat imposante Versuche von einigen der klügsten Menschen der Welt gegeben, das Göttliche rational zu verstehen, doch zu mehr als einem solchen

Bröckchen-Begriff haben auch sie es nicht gebracht. Und wo selbst diese Meister der Vernunft scheiterten, wie sollte es da der Masse der mittelmäßig Begabten besser ergehen! Ja mehr noch: Je größer eine Idee ist, desto größeren Schaden richtet sie in einem kleinen, engen Verstand an, der in seinem Bemühen, diese Idee zu fassen, sie nur verstümmeln kann. Es wäre besser, er würde sich an sein erstes Gefühl vom Grund aller Dinge halten und dabei stehen bleiben, doch gerade das ist ihm unmöglich, weil er ein Mensch ist, also verdammt, verstehen zu wollen, ohne verstehen zu können. Und jeder neue Anlauf, jede neue Theorie, jedes neue Dogma, jeder neue Gedanke, entfernt ihn nur weiter vom Ziel.

Der Grund aller Dinge aber, unbeweglich, undenkend, unwillend, unseiend, wie könnte er die Welt erschaffen haben ohne den Willen dazu, wie könnte er, unbewußt, unser Bewußtsein geformt haben, wie könnte er den Gedanken der Zeit und der Endlichkeit gedacht haben, die einem ewigen, undenkenden Wesen doch fremd sein müssen? Die einzige Möglichkeit sich zu denken, wie die Dinge sich vom Grund aller Dinge getrennt haben, ist, daß sie sich tatsächlich nie getrennt haben. Nicht in dem Sinne, daß Schöpfer und Schöpfung identisch sind, weil dann eine Schöpfung gar nicht sein könnte. Vielmehr, wenn man sich denkt, daß im Grund aller Dinge alle Gegensätze vereint sind, dann müßten sie, wenigstens einen zeitlosen Moment lang, aus dieser Vereinigung heraustreten und Gestalt annehmen – natürlich, ohne daß der Grund aller Dinge dadurch aus sich und in sich gestört würde, denn er kann ja nicht aufhören zu sein, was er ist. Das Universum in seiner Ganzheit wäre demnach nichts, als eine Art Flimmern, Flirren oder Flackern im Grund der Dinge selbst, zeit- und raumlos und zu unbedeutend, als daß es die Natur dieses Grundes auch nur für einen Moment verändern oder in Frage stellen könnte.

Wenn also der Grund in uns ist wie wir im Grund, wie und wo wäre er dann im Diesseits der Welt erkennbar? Zweifellos in der Seele, von der wir ja gesagt haben, daß sie unbeweglich und unendlich ist, und alle Wesen miteinander verbindet. Unser Bewußtsein ist also eine Spiegelung im Grund aller Dinge. Das ist, mit Meister Eckhart zu sprechen, die Gottesgeburt im Seelengrund.

Kunst

Der Mensch ist ein soziales Wesen, d. h. er unterliegt Einflüssen. Es gibt zwei Arten von Einflüssen, diejenigen, die seinen Charakter unterdrücken, und diejenigen, die ihn fördern. Die ersteren werden ausgeübt von allen Institutionen, die den modernen Staat ausmachen: zunächst die staatlichen Institutionen selbst, Politik, Parlament, Parteien, Sicherheitsorgane, Justiz, Finanzbehörden; außerdem all diejenigen Einrichtungen, die zum weiteren Kreis des Staates gehören, Wirtschaft, Werbung, Wissenschaft, Kirche, Schulen, Universitäten, Gewerkschaften, Interessenverbände und vor allem die Medien. Alle diese Organisationen und ihre zahllosen Teil- und Unterorganisationen haben ein Interesse an einer bis ins letzte Detail hinein genormten Gesellschaft und nutzen alle ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, den Menschen dieser Normierung zu unterwerfen, so daß er vergißt wer er ist und sich völlig eingliedert in das rigide und repressive Welt- und Menschenbild, das unseren Staat zusammenhält (bzw. von dem man glaubt, daß er es zusammenhält).

Diejenigen Einflüsse, die den Menschen in seiner Charakteristik fördern, die ihn befreien, sind auf zwei beschränkt: Glaube und Kunst. Beide Kräfte haben den gleichen Ursprung (Gott) und das gleiche Ziel (Mensch), gehen aber unterschiedliche Wege.

Gott als Ursprung bedeutet, daß hier Kräfte wirken, die nicht weltimmanent, sondern mit der Schöpfung selbst gegeben sind. Die Erschaffung der Welt aus dem Absolut in sich Einen hatte Diversifikation zum Ziel. Hätte es Normierung gewollt, hätte es des Schöpfungsaktes nicht bedurft. Der Mensch jedoch, in seiner ewigen Zerrissenheit zwischen Geist und Natur, sucht Einheit in der vergeblichen Hoffnung, den Dualismus seiner Existenz überwinden zu können, wird sich dadurch aber nur selbst fremd, denn da er nun mal ein zwiegespaltenes Wesen ist, kann jede Bemühung zur Einheit nur in Paradoxie enden. Der Paradoxie, daß alles was man tut ein Mensch zu werden, nur verhindert, daß man ein Mensch wird. Und nur die beiden genannten Wege führen aus dieser Paradoxie heraus: Der Glaube, bei dem man sich in seiner Einzelheit dem Grund aller Dinge entgegensetzt und sich durch Betrachtung des All-Einen der eigenen Wesenheit bewußt wird. Die Kunst, die im Grunde dasselbe tut, dazu aber eines sinnlichen Mediums bedarf, während der Glaube nur im immateriellen Geistesraum handelt.

Diversifikation als Zweck und Ziel der Welt äußert sich im Menschen durch den Konjunktiv. Sein Geist zeigt ihm eine Unzahl von Möglichkeiten auf, aber der Indikativ seiner Existenz läßt nie mehr als eine zu. Diese Verengung der Vielzahl auf eine Einzahl geschieht gegen seinen Wunsch und Willen, darum empfindet er sie als Qual, als Leid. Ein Leid, das sein ganzes Leben hindurch anhält und unentwegt auf Erlösung hofft. Im Raum der Kunst ist diese Erlösung möglich, weil hier den unerfüllten Möglichkeiten Gestalt gegeben werden kann, was zugleich den Charakter von den Zwängen befreit, die ihm auferlegt sind.

Damit ist zugleich gesagt, daß Kunst nicht die elitäre Beschäftigung ist, für die sie meist genommen wird. Es sind nicht wenige speziell Begabte, denen der Raum der Kunst allein offensteht. Es braucht kein Genie, ein Künstler zu sein. Sondern jeder ist ein Künstler. Nicht weil er begabt, sondern weil er ein Mensch ist. Mensch sein heißt Künstler sein, weil jeder nach dem Ausdruck seiner unerfüllten Möglichkeiten sucht.

Nur diese beiden Kräfte, Kunst und Glaube, vermitteln dem Menschen einen vollständigen Begriff dessen, was Menschsein bedeutet, weil nur durch sie er sich wie von außen betrachten kann. Kunst und Glaube geben die Möglichkeit, Un-Mensch zu sein und dadurch Mensch zu werden. Frei zu werden.